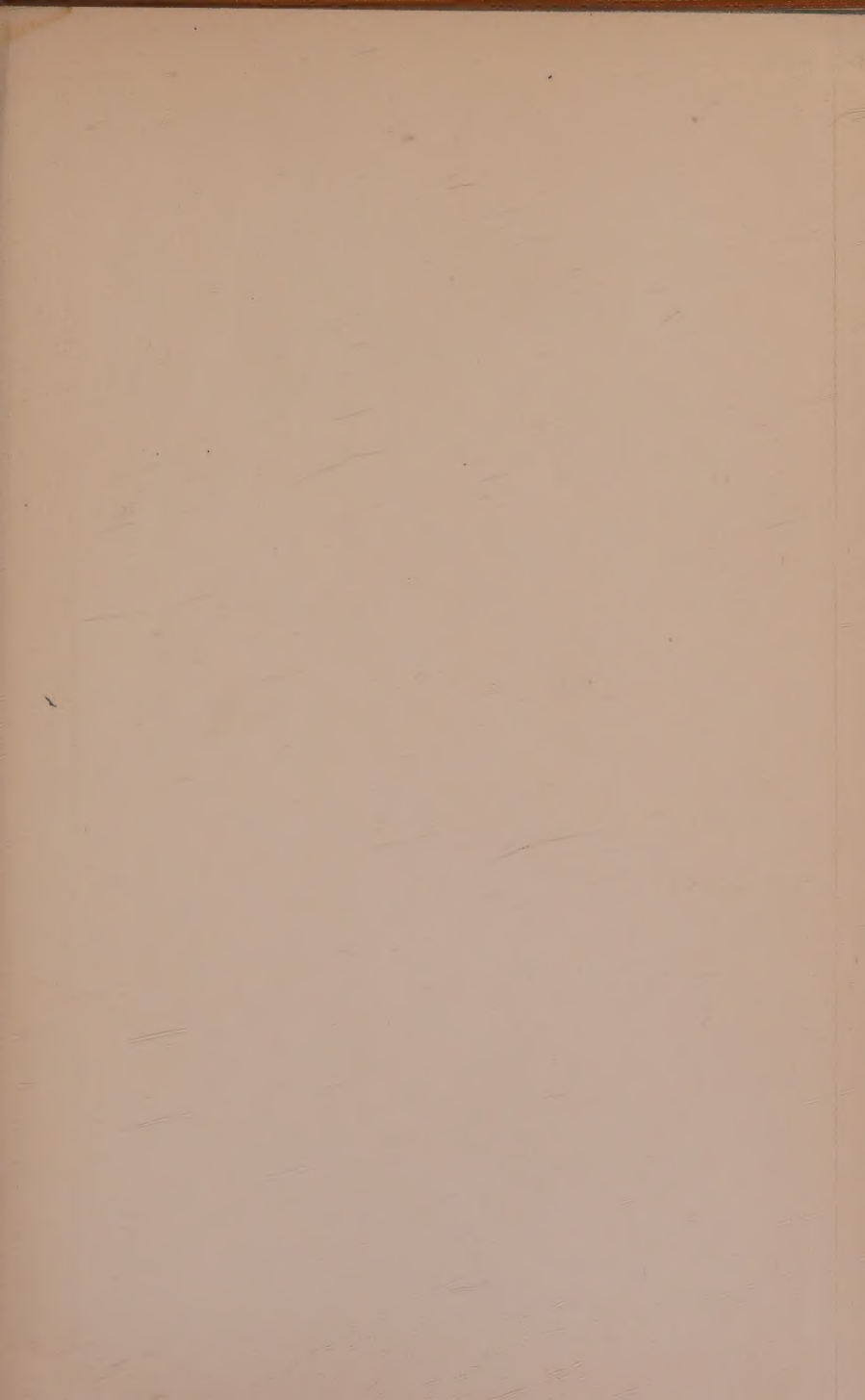


MUKERDSCHI



JUGEND-
JAHRE
IM
DSCHUNGEL













Dhan Gopal Mukerdschi

Jugendjahre
im Dschungel

1 9 2 9

Rütten & Loening Verlag
Frankfurt am Main

Berechtigte Übertragung aus
dem Englischen von A. Norman

6.—10. Tausend

Alle Rechte vorbehalten / Copyright by Rütten & Loening Verlag,
Frankfurt am Main 1926 / Einbandzeichnung von Hans Bohn

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig

Printed in Germany

Den Freunden Nāhā Gopals
Mary und David Amberg
gewidmet

Erstes Kapitel
Am Rande des Dschungels

Die späte Nachmittagssonne schien schräg über unser Gehöft, als ich rittlings auf der Mauer saß, die sich gegenüber dem Dschungel erhob. Mit dem Rücken lehnte ich an der festen Hauswand, und die nackten Beine schlängelte ich müßig in dem kühlen Schatten. Ich vertrieb mir die Zeit damit, aus der Dachkante über mir Strohhalme herauszuziehen. Wenn ich eine Handvoll hatte, versuchte ich, sie einer Geiß oder Kuh in der Herde unten, die auf das Melken wartete, auf die Schnauze zu werfen.

Plötzlich kam meine Mutter mit den irdenen Melkgefäßen heraus. Die Frau aus dem Dorfe, die ihr gewöhnlich aushalf, war krank, so daß meine Mutter alles allein tun mußte. Mein Vater und seine beiden Tagelöhner waren noch auf dem Feld, und ich, der Kleine und Verwöhnte, freute mich, daß an mich niemand Ansprüche stellte. Meine Mutter war sehr erhist und müde von der Mehrarbeit, und als sie mich erspähte, schrie sie:

„Hör' auf, du Affengesicht, du Ausdörrer des Mutterherzens! Haben wir nicht schon durch die Regenzeit Lecks

genug über uns, mußt auch du noch für den Wassergott Löcher machen, damit er uns in unseren Betten ersäuft?"

Ich lachte, fiel in völlige Untätigkeit zurück und begnügte mich damit, meine Augen über das staubige Gehöft schweifen zu lassen, hinaus über den Stall für die Tiere am anderen Ende und hinweg über den leuchtenden Spiegel des Flusses, dorthin, wo sich dreihundert Ellen weiter auf dem jenseitigen Ufer der grüne Wall des Dschungels Meile um Meile nordwärts erstreckte. Es war eine bewegte Mauer, und ich saß ihr nahe genug, um die Blätter heftig in der Sonne glitzern und wie rotglühende Kohlen in einer Pfanne flackern zu sehen; nur glühten sie für mein Gefühl grün, und das war noch viel interessanter.

Ich liebte den Dschungel. Er war ein recht gefährlicher Spielplatz voll Geheimnis und Schrecken für mich gewesen, so lange ich überhaupt zurückdenken konnte; jetzt schien er von schrecklichem und doch völlig verborgenem Leben zu pochen. Jeder Schatten, jeder Lichtfleck barg die Möglichkeit zu einer Aufregung, und so jung ich auch war, so hatte ich schon mehr als dies empfunden, hatte eine Andeutung — obgleich noch dunkel und verborgen — von der Weisheit und den Gesetzen, die in der Welt des Waldes herrschen, gefühlt. Schon wußte ich mehr von

Tieren als von Menschen, und meine frühesten Erinnerungen hatten den Dschungel zum Gegenstand.

Unser Haus lag am weitesten außerhalb des Dörfchens, das sich längs der Flußufer hinstreute, und der Fluß war an dieser Stelle etwa hundert Ellen breit und vier Faden tief; zwischen uns und unserem nächsten Nachbar gegen Süden war es fast eine halbe Meile. Wenn die Dschungelleute Ausflüge in das Dorf machten — und in der Trockenzeit, die jetzt zu Ende ging, geschah das aufregend häufig —, war unser Haus das erste, wohin sie kamen.

Wie ich schon gesagt habe, begann der Dschungel nördlich von uns und folgte dem Fluß, der sich etwa zwei Meilen oberhalb unseres Hauses gabelte. Die Tiere pflegten von Norden her zu kommen, die Untiefen zu durchschreiten, bevor deren Wässer in dem einen Flußbett zusammenströmten, und dem Südufer zu folgen, an unserem Haus vorbei ins Dorf. Deshalb hatte jeder gefühlsmäßig ein wachsamcs Auge stromaufwärts. Die Beutegänger schlugen immer diesen Weg ein, weil der Lauf des Hauptstromes zu tief und zu reißend zum Durchqueren war, und da es in unserem Teil des Landes keine Krokodile gab, nutzten die Dörfiler den Fluß zum Fischen.

Oft ließ uns ein ungewöhnlicher Laut bei Nacht an die Fenster laufen. Ich kauerte mich nieder und wartete. Ich lauschte gespannt, ob der Tiger vorbeikäme. Das ganze Dorf geriet in Spannung, wenn dieser Laut näher und näher kam. Schließlich konnten wir einen langgezogenen Schrei hören, wie von einem Schiff, das auf hoher See untergeht, einen schrecklichen und schönen Schrei, und jeder wußte, daß es das Hungerbrüllen des Tigers war. Zugleich mit diesem Schrei kam über das Gehöft herüber durch das offene Fenster ein merkwürdiger Geruch aus dem Kuhstall. Das Rindvieh war für die Nacht in sicheren Gewahrsam gebracht worden, bei dem näherkommenden Schrei aber, der wohl ein Gewölbe zu durchdringen vermochte, entströmte den Tieren mit dem Schweiß die Ausdünstung der Angst und drang durch die dünnen Wände des Schuppens. Dieser Geruch war ganz und gar verschieden von jedweden anderen, den ein Tier ausscheidet.

Kurz danach durchdrang ein stärkerer Geruch die Luft. Durch die eiserne Vergitterung der Fenster kam ein bitterer und scharfer Geruch. Kurz gesagt, der Wind wehte aus der nämlichen Richtung, aus der der Tiger kam, und nach ein paar Minuten, als der Mond aufging, stand ein wuchtiger schwarzer Leib grunzend und knurrend vor

meinem Fenster. Während er auf und ab wanderte, blickten seine Augen manchmal grün, manchmal mit der Farbe zweier granatroten Flammen in die Nacht. Er verstand jedoch, daß er mich im Haus nicht angreifen konnte; daher ging er fort, und mit ihm ging seine Ausdünstung vorüber, die vom Wind hinunter zum Dorf weitergetragen wurde. Solches geschah Nacht für Nacht in der Trockenzeit, wo die wilden Tiere, durch Hunger und Durst von ihren dürren Lagerstätten aufgeschreckt, näher an menschliche Behausungen herankamen.

Als ich an jenem besonderen Nachmittage, mit dem dieses Kapitel anfängt, so ruhig in der Sonne saß, ahnte ich kaum, daß eine Reihe von Besuchen aus dem Dschungel noch in derselben Nacht beginnen sollte, in der letzten und schrecklichsten Nacht, die ich an jenem Ort erleben mußte. Ich erinnere mich der Vorstellung, daß unsere nächtlichen Besucher jetzt bald durch die Regenzeit würden gestört werden.

Die Trockenzeit war tatsächlich dem Schlußpunkt näher, als ich vermutet hatte. Als der Tag zur Neige ging, wurde die Luft dick und schwer, und unser Abendessen wurde durch einen seltsam trommelnden Ton aus der Gegend stromaufwärts unterbrochen. Menschen, die ständig unter einer Bedrohung durch die Natur leben

— nicht wie die Städter oder solche Leute, die in Sicherheit leben —, ermangeln nie auf Geräusche zu achten. Mein Vater wandte sofort den Kopf und sagte:

„Horch! Das ist Donner! Die Regenzeit ist über uns.“

Unsere beiden Tagelöhner stellten ihre Schalen mit halbverzehrtem Reis nieder und stürzten nach Hause. In unserer Gegend kommen die Gewitter nie allmählich, sondern ganz plötzlich. Ich entsinne mich, daß sie manchmal wie Fluten von schwarzem Ruß über den Himmel jagten und ihre flammende Zunge zeigten. So war es auch heute nacht. Für die frühe Jahreszeit erwies es sich als ein ungewöhnlich schweres Gewitter, aber wir hatten keine Ahnung von dem, was uns allen einige Tage später zustoßen sollte.

Als die Regenfluten etwas nachgelassen hatten, rissen wir die Fensterläden nach frischer Luft auf. Da schien denn die Nacht belebt von vielen Leuchtpunkten; es waren die Augen wilder Tiere, die sich vor dem Gewitter fürchteten und um das Haus strichen. Wir wußten, daß wir von großen Tieren umringt waren, von Pantheren und von Wölfen; denn die Augen der kleineren Geschöpfe hätten in einer so finsternen Nacht nicht genug Licht zurückgeworfen, um sichtbar zu sein.

Natürlich fingen jetzt auch die Kühe im Kuhstall zu brüllen an. In sehr großer Gefahr verstummt der Mensch allemal. Zweifellos habt ihr davon gehört, daß Menschen vor Schreck die Sprache verlieren; wenn aber Tiere erschrecken, so brüllen und heulen sie. Die Natur macht Tiere beredt, wenn sie Menschen sprachlos macht.

Der Sturm ging mit einem merkwürdigen Geschrei im Nordosten vorüber. Niemand wußte, was es zu bedeuten hatte. Am nächsten Tag lief ich ins Dorf hinunter, um zu hören, was geschehen war. Es kam heraus, daß eine alte Frau, die bei uns allen wegen ihrer Bösigkeit berüchtigt war, einen Streit mit ihrer Schwiegertochter gehabt und vor dem Gewitter das Haus in einer Wut verlassen hatte. Sie kehrte nicht zurück, aber während der Nacht suchte ein Tiger Zuflucht bei dem Haus, und die aufgeregten Dorfbewohner erzählten mir, daß er am Morgen die alte Frau gewittert, gepackt und mitgeschleppt hätte. Jedermann war außer sich vor Entsetzen. Mehrere Tage lang hörte das Dorf aus der Ferne ein Jammern, von dem einige Leute schadenfroh behaupteten, daß es das Jammern der vermißten Schwiegermutter sei, die der Lagerstätte des Tigers überdrüssig war und um Hilfe rief. Die Neuigkeit wurde weit und breit ausgesprengt, und sogar jetzt noch ist es in jener Gegend

beinahe sprichwörtlich, daß Schwiegermütter nicht zänkeisch sein dürfen, sonst holt sie der Tiger.

Drei Tage später, etwa Ende Juli, während es Tag um Tag unablässig regnete, wurde das Wehklagen lauter und lauter, und manchmal konnte man es stundenlang ununterbrochen hören. Das war aber nicht alles. Eines Nachmittags, nicht sehr spät, sah man einige seltsame Geschöpfe am Dorf vorbeiziehen. Als ich sie das erste Mal erblickte, hielt ich sie für in weiter Ferne wandernde Berge. Sehr bald stellten wir indessen fest, daß es wilde Elefanten waren, die sich schwarz vom Himmel und vom Wald abhoben und den Fluß entlang gingen. Das war an und für sich nicht so verwunderlich. Wir hatten sie schon früher an dem Dorf vorbeiziehen gesehen, aber früher hatten sie es nicht so offen getan.

In der gleichen Nacht geschah etwas anderes, was noch merkwürdiger war. Bald nachdem die Elefanten vorüber waren, kamen, naß und verstört, zwei Panther und lagerten sich so dicht bei unserem Haus, daß kein Mensch hinausgehen konnte. Sie verließen den Platz erst, als es hellichter Tag war. Das ist gerade das Gegenteil von dem, was Tiger und Panther gewöhnlich tun. Gewöhnlich kommen sie in der Dunkelheit und gehen auch in der Dunkelheit.

Um etwa sieben Uhr hörte der Regen endlich auf; als alles im hellen Lichte stand, sah man einen Tiger durch das Dorf schlendern, als gehöre der Ort ihm. Er murrte und knurrte so, daß die Leute das Vieh hineintrieben, die Türen schlossen und zu Hause blieben. Trotzdem wurde ein Mann getötet. Es war wirklich sonderbar, daß ein Tiger frühmorgens kam und mitten in einem Dorf von mehr als fünfzig Familien einen Mann tötete.

Bald nachdem er fort war, hielt das ganze Dorf eine Versammlung ab. Man konnte sich nicht darüber einigen, zu was für einer Art jener Tiger gehören mochte. Alle waren aber einer Meinung darin, daß es kein feines Tier sei, weil ein anständiger Tiger nicht so sonderbare Gewohnheiten habe. Gewöhnlich machen sie sich vor sechs Uhr morgens davon.

Wie groß war an jenem selben Abend — die Sonne war kaum in der Stille untergegangen, die sich über alles hinbreitete — unsere Bestürzung darüber, den Tiger abermals in das Dorf hereinkommen zu sehen! Aber dieses Mal waren die Leute vorbereitet. Sie hatten sich in unserem Hause versammelt, weil es das erste war, wo der Tiger auf seinem Wege zum Dorf vorüberkommen mußte. Im Hof standen zwanzig Mann mit ihren Speissen gerüstet, um ihn anzugreifen. Sie warteten, bis er

näher und näher kam, und bis zwischen ihm und dem Haus nur noch ein Abstand von zwanzig Ellen war.

Er kam, als sei das Tageslicht eine Fackel, die seiner Ankunft zu Ehren angezündet worden war. Ich konnte ihn nicht bloß sehen, sondern sogar, als er sich näherte, die Farbe seines Fells unterscheiden, trotz dem Umstand, daß der Abend sehr rasch anbrach. Leute, die den Tiger nur im Käfig eines Tiergartens sehen, behaupten, daß er schwarz und gelb gestreift ist; im vollen Tageslicht aber oder im Freien, wo das Licht spielt, hat das Fell zu verschiedenen Stunden ein verschiedenes Aussehen. Jetzt bedeckte ein seltsamer purpurner Schimmer seinen Leib. Er sah wirklich genau so purpurn aus wie die Abendluft, und als die Farben in der Dunkelheit verschwammen, erschien er bald ganz purpurrot und bald ganz dunkel.

Ich möchte hier sagen, daß der Kuhstall, der Ziegenstall und das Haus, in dem wir wohnten, im Hofe standen. Die Hofmauer war etwa neun Fuß hoch. Dieser Hof hatte zwei Tore einander gegenüber, das eine für die Ziegen und für das Rindvieh, das andere für die Leute. Als der Tiger ganz nahe war, wurden die Hofstore von beiden Seiten geöffnet, und die Schar der wartenden Männer teilte sich in zwei Hälften; zehn Männer gingen nach der einen und zehn nach der anderen Seite

hinaus. All das beobachtete ich aus meinem Fenster im Stock. In dem Augenblick, wo der Tiger die Männer an der Nordseite des Hauses gewahrte, brüllte er und duckte sich zum Sprung. Irgendwie hatte das auf die Männer eine sonderbare Wirkung; sie warfen die Waffen weg und liefen hinein. Glücklicherweise nahm sich einer von ihnen so viel Zeit, das Thor hinter sich zu schließen.

Der Tiger lief dann um das Haus herum und stieß auf die anderen zehn Männer, die wohl standhielten, aber dermaßen überrascht waren, ihn so schnell vor sich zu sehen, daß sie ihn nicht angriffen. Da standen die zehn Männer, bis an die Zähne bewaffnet, dem Tiger gegenüber, aber es geschah nichts! Sie standen wie festgewurzelt und erwarteten augenscheinlich, daß sich die andere Gruppe zum Angriff mit ihnen vereinige. Dann kam aus dem Hause heraus ein Befehl, hereinzukommen und das Thor zu schließen. Wer kann aber einem Tiger den Rücken kehren und in ein Haus laufen, ohne getötet zu werden? Was die Männer schließlich taten, war überaus bemerkenswert. Sie zogen sich langsam zurück, fast so, als befänden sie sich in einem Traumzustand, gelangten in das Gehöft, schlossen das Thor und stürzten ins Haus. Ihre Augen waren so lange fest auf den Tiger geheftet, bis das Thor zwischen ihnen und ihm lag. Warum sie

sich so benahmen, werde ich an einem anderen Ort erklären.

Raum waren sie im Hause, so sprang der Tiger über die neun Fuß hohe Mauer des Gehöfts. Wir konnten ihn von oben rund um den Hof herum spazieren sehen. Die Ziegen begannen in ihren Ställen zu meckern, die Kühe zu brüllen. Plötzlich hörten wir einen schrecklichen Lärm: Die Thür zum Kuhstall brach ein und krachte zu Boden. Ein Streich der Tigerpranke hatte das fertiggebracht! Das erschrockene Vieh lief heraus. Ein grausiges Blutbad folgte. Niemand hatte jedoch den Mut, hinauszugehen und zu versuchen ihm Einhalt zu thun. Es war ein Segen, daß die Dunkelheit um diese Stunde schon so stark war, uns den Anblick des Entsetzlichen zu ersparen.

Am nächsten Tag wurde darüber beraten, was geschehen sollte. Mein Vater sagte:

„Da uns Feuerwaffen nicht erlaubt sind“ — dies ist bekanntlich ein Gesetz der britischen Regierung — „können wir nur eines tun! Sah jemand, auf welchem Weg der Tiger in den Hof unseres Hauses sprang?“

Das war natürlich leicht festzustellen. Seine Fußstapfen bezeugten es, und obgleich es überraschend sein mag, so ist es doch Tatsache, daß der Tiger, als er sich entfernte, genau an derselben Stelle, an der er herein-

gekommen war, wieder über die Mauer setzte. Ein Tiger geht immer so hinaus, wie er hereinkommt, weil er die Sicherheit des Weges erprobt hat. Er hatte uns alle sechs Kühe getötet, und den ganzen Tag war der Ort von Geiern behelligt, die sich nicht vertreiben ließen. Sie ergossen sich wie Regen vom Himmel herab.

Gegen Sonnenuntergang trieb mein Vater eine lange Bambusstange an der Außenseite des Hofes in den Boden, und zwar gerade dort, wo der Tiger in der vorigen Nacht herausgesprungen war. Dann wurde ein anderthalb Fuß langer Stachel auf die Bambusstange gesteckt. Einschließlich des Metallstücks ragte der Bambuspfehl etwa neun Fuß hoch über den Erdboden. Wir erwarteten alle, daß der Tiger genau an derselben Stelle aus dem Hof hinausspringen, und ferner, daß er, statt auf die Erde, auf den Stachel fallen und allmählich im Laufe der Nacht — durch und durch gebohrt — auf den Boden heruntergleiten würde.

In dieser Nacht kam er nicht früh. Offenbar war er nach seinem ungeheuerlichen Schmaus vom Abend zuvor nicht sehr hungrig. Da wir ihn fangen und töten wollten, waren die Kadaver auf der Erde liegengelassen worden, abgesehen von dem, was die Geier tagsüber weggefressen hatten.

Um etwa neun Uhr abends war außerhalb des Hauses eine Art Bellen zu hören. Es war der Tiger! Da er nicht sehr hungrig war, stieß er nicht sein großes Hungerbrüllen aus; er wußte ja, daß er zu etwas Vorbereitetem kam, und er bellte nur, um die kleinen Tiere von seiner Fährte fernzuhalten. Gewöhnlich verfolgen Schakale den Tiger, um die Überbleibsel seiner Mahlzeit zu verspeisen.

Ohne das geringste Zaudern und ohne die geringste Schwierigkeit sprang der Tiger über die Mauer und fiel wieder in unseren Hof ein. Im Sprunge streifte er die Bambusstange und versetzte sie in eine zitternde Bewegung. Da die Nacht mondlös war, konnten wir nicht sehen, was weiter geschah, aber zuweilen leuchtete das Blitzen zweier Flammen, das Blitzen seiner Augen, zu uns herüber, während er in der Dunkelheit umherging.

Mein Vater sagte: „Wenn wir es nicht verhüten, wird dieser Tiger das ganze Dorf auffressen. Wir müssen irgend etwas tun, damit er Angst bekommt.“

Etwa ein Duzend Leute aus dem Dorf, die gekommen waren, um die Nacht mit uns zu verbringen, fragten: „Was könnten wir denn tun?“

Mein Vater antwortete: „Nun, wir können ihn nicht schalten und walten lassen, wie es ihm beliebt. Denn wenn er tut, was ihm beliebt, wird er nie Angst bekommen.“

Wir müssen ihm also einen solchen Schrecken einjagen, daß er unvorsichtig über die Mauer springt, und dann verfaßt er sich gewiß auf dem Stachel. Das übrige ist leicht."

Einer der Bauern wandte ein: „Davon habe ich früher nie etwas gehört. Weißt du denn, wie man einem Tiger einen solchen Schrecken einjagt, daß er einen Sprung macht?“

Mein Vater erwiderte: „Wir werden schon einen Ausweg finden, wir müssen einen finden; denn anderenfalls geht er ungekränkt von hinnen. Wir müssen es fertigbringen, daß er aus dem Hof so schnell hinaus springt, daß . . ." Mein Vater vollendete aber diesen Ausspruch nicht. Der Tiger näherte sich dem Ziegenstall. Man konnte hören, wie er seine Flanke an der Stalltüre rieb. Es war so, wie wenn man mit einer Säbelklinge über ein Seidentuch streicht. Die Ziegen, bis dahin stumm vor Entsetzen, meckerten nun, zu Tode erschrocken. Ich schrie: „Da laufen unsere Ziegen davon.“

Mein Vater hatte mehrere Ellen losen Hausleinsens, das wir zum Kleidermachen verwenden, zusammengerafft, goß Butter auf den Stoff, rollte ihn zu einem Bündel zusammen und steckte ihn in Brand. In diesem Augenblick hörten wir, daß der Tiger die Tür zum Ziegenstall

mit seiner Pranke einschlug. Mit Getöse fiel sie um. Sogleich warf mein Vater sein brennendes Bündel in den Hof hinunter. Anstatt beim Aufschlagen auf die Erde zu verlöschen, rollte die buttergesättigte Stoffmasse weiter, die Flammen breiteten sich aus und leckten auf dem Boden, wie der leuchtende Blitz die Wolken beleckt. Mit schrecklichem Gebrüll und Geheul drehte sich der Tiger um. Einen furchtbaren Augenblick lang stand er da und starrte in die Flammen. Wie werde ich den Anblick des bebenden Ungeheuers vergessen, das das Feuer karmesin und golden auf den schwarzen Hintergrund des Nachtdunkels malte. Als die Flammen höher loderten, schien er zum Zwiefachen seiner natürlichen Größe anzuwachsen. Dann sprang er, wie ein Blitz aus schwarzer Wolke, und war in der Finsternis verschwunden. Die gespenstische Beleuchtung zeigte uns nur noch, wie die entsehten Ziegen aus dem Stall fortliefen. Das Ziegen-
gemecker war ohrenbetäubend. Alles war ein einziger Wirrwarr. Aber auf den Lärm fiel das Brüllen des Tigers wie ein Felsblock von Schall, und augenblicklich war alles zu Schweigen zermalmt. Stärker tanzten die Flammen aus den Brüchen und Falten des brennenden Stoffes heraus, und abermals wurde der Tiger sichtbar. Das Feuer stieg höher, und abermals sprang er fort ins Dunkel.

Wir warteten in Ungewißheit. Sekunden schienen zu Minuten, Minuten schienen zu Jahren zu werden. Noch hörten wir aber kein Aufschlagen jenseits unserer Hofmauer. Die Flammen fingen an in sich zusammenzusinken, der Lichtkreis wurde kleiner und kleiner. Darüber hinaus konnten wir nichts sehen. Wir wußten nicht, ob der Tiger gegen das Fenster springen und in unser Haus einbrechen, oder ob er die Ziegen angreifen wolle, die sich in einer Ecke sammelndrängten. Alles zitterte, und heute noch erinnere ich mich des Geräusches, mit dem mir die Zähne klapperten.

Plötzlich wurde die Nacht von einem grauisigen Schmerzensgeheul zerrissen, und wir spürten, wie etwas draußen die Luft peitschte. Es war die Bambusstange, die hin und her schwang, als der Tiger mit seinem vollen Gewicht auf sie fiel. Offenbar hatte er den Sprung getan und war endlich gefangen worden. Zu dem Schrecken-erregenden seines anschwellenden Gebrülls gesellte sich das Peitschen seines Schwanzes und das Schwingen des Bambuspfahls.

Mein Vater sagte: „Da er sich jetzt rettungslos aufgespießt hat, können wir die ganze Nacht schlafen. Morgen früh gehen wir hinaus und schlagen ihm den Schädel ein.“

Wir legten uns also alle schlafen, wurden aber von Zeit zu Zeit durch das schreckliche Wimmern des sterbenden Tieres gestört. Lange vor Tagesanbruch waren wir wieder wach.

Ehe in Indien der Tag anbricht, wird alles ruhig. Sogar der Tiger hatte, wie es uns schien, zu jammern aufgehört. Ein silbernes Raunen lief durch das Land, dem Dämmern des Mondes vergleichbar. Aber mit einem Schlag erstanden aus jenem Silberton Formen und Räume und offenbarten die Gestalten von Bäumen und Steinen. Die Vögel begannen zu singen.

Als wir aus dem Hause liefen, sahen wir den Tiger mit dem Bambuspfehl durch den Leib auf der Erde liegen. Wir fanden das Tier in einer Blutlache, aber noch am Leben. Es ist eine merkwürdige Tatsache, daß die fleischfressenden Tiere noch lange bluten, bevor sie verenden, während die Pflanzenfresser schnell sterben. Wir holten Steinhämmer herbei, um den Tiger von seinen Qualen zu erlösen. Mein Vater sagte, daß dies ein Werk der Barmherzigkeit wäre.

Gerade in diesem Augenblick hörten wir in der Ferne Heulen, und als wir die Hoftore öffneten und hinausgingen, sahen wir Schakale und Antilopen draußen vorbeilaufen. Außerdem konnten wir wilde Tiere flüßab-

wärts ziehen sehen. Da waren Affen, die von den Baumwipfeln aus ein Warnungszeichen wahrgenommen hatten, auch ihre Baumgenossen, die Eichhörnchen, dann eine Herde wilder Büffel, die beim Weiden ihr Signal empfangen hatten, und die empfindliche Muschik Nawa, die Moschusantilope. Diese letzteren sind Einzelgänger und wandern allein; sie in Gesellschaft anderer Tiere zu sehen, war für uns ein Zeichen drohenden, raschen und sicheren Unheils. Vögel kamen in Scharen und flogen über das Firmament. Das Heulen wurde immer lauter. Es kam anscheinend aus der entgegengesetzten Richtung, und ich lief meinen Eltern voraus über den Hof und auf der anderen Seite hinaus. Was war denn das, was im Norden so merkwürdig aussah? Diesmal fürchtete ich mich tüchtig — ich sah etwas, was wie ein ungeheurer weißer Dschungel aussah und sich auf uns zu bewegte. Mein Vater und meine Mutter waren hinter mir, und ich hörte meinen Vater keuchen: „Eine Überschwemmung!“ Es war eine Überschwemmung! Das schnell näher kommende Wasser begann zu dröhnen, und zu heulen wie tausend todwunde Tiger.

Wir alle waren betäubt vor Bestürzung; bis zu einem gewissen Grade durch die Ermüdung und Aufregung der vorausgegangenen Nächte, hauptsächlich aber, weil das

Ereignis so über alle Maßen unerwartet kam. Niemand hatte auch nur das leiseste Anzeichen bemerkt, und unsere Gegend hatte, obschon sie eine Niederung war, seit hundert Jahren keine solche Katastrophe mitgemacht. Hätten wir uns nicht ausschließlich mit der Verteidigung gegen den Tiger beschäftigt, so hätten wir jenem sonderbaren Jammern in der Ferne — das wir in den vergangenen paar Tagen von Zeit zu Zeit gehört hatten — mehr Beachtung geschenkt.

Plötzlich brach die große weiße Mauer vordringenden Wassers über uns herein und schwemmte alles vor sich fort. Wir stürzten in den Oberstock des Hauses hinauf und beobachteten bedrückten Gemütes die Zerstörung unseres kleinen Gutes. Mit Ausnahme unseres Wohnhauses waren alle Ställe und Nebengebäude, alle Hofmauern fortgespült worden. In dem Haus, das aus Grobmörtel gebaut war, waren wir verlassen wie auf einer kleinen Insel, um die das Wasser ringsum gurgelte und schwoll.

Raum hatte uns die Flut erreicht, so begannen die Tiere von dem Hause Besitz zu ergreifen.

Schlangen krochen von irgendwoher herauf und ringelten sich in Ecken zusammen, von niemand behelligt und niemand behelligend. Auf dem Dache sahen wir

wilde Pfauen ruhig sitzen, hinauslauschen und nach einer Andeutung von Baum und Dschungel spähen. Es gab aber nichts dergleichen. Wir alle waren in der Wasserwildnis verloren.

Fast unser ganzes Dorf wurde weggeschwemmt, mit Ausnahme von vier Familien. Diese Familien hatten ihr Heim in Häusern aufgeschlagen, die wie unseres aus grobem Mörtel waren. Andere Leute aber, deren Häuser aus Luftziegeln mit strohgedeckten Dächern gebaut waren, büßten nicht nur ihr Hab und Gut ein, sondern mußten sogar das Leben bei der Bemühung lassen, einige Menschen aus den Fluten zu retten.

Später entdeckten wir, daß etwa zwanzig Meilen oberhalb von uns zwei kleine Ströme eine Flußinsel, die teilweise als Damm diente, durchbrochen hatten. Der Klagelaut, den wir gehört hatten, kam von dem Wasser, das unbarmherzig diese Insel zerfraß und sich den Weg zum Fluß bahnte. Als die Insel ausgetilgt war, wurden die Ströme zu einer einzigen wilden Flut, deren Anprall nichts standhalten konnte.



Zweites Kapitel

Wir beginnen unsere Laufbahn als Jäger



Nach der Überschwemmung erkrankte meine Mutter. Sie wurde stetig kränker, und wir kümmerten uns nicht weiter um die Tiere, die wieder nordwärts dem Dschungel zustrebten, sobald das Wasser wich. Dann starb meine Mutter, und mein Leben änderte sich ganz und gar.

Es hatte jetzt keinen Sinn mehr das Haus zu behalten, das uns allein von unserem ganzen Besitz übriggeblieben war. Wie ich schon dargelegt habe, führte die Überschwemmung alles mit sich fort, sogar das Land, das wir besaßen und bestellten. Es blieb uns nichts anderes übrig, als unser Haus zu verkaufen und uns nach anderen Erwerbsquellen als der Landwirtschaft umzusehen.

Mein Vater, der immer ein schweigsamer Mann gewesen war, sprach seit dem Tode meiner Mutter nur selten, aber zwischen ihm und mir herrschten große Liebe und Eintracht. Er war groß und trug den Vollbart der Kriegerkaste, der er tatsächlich entstammte. Er war ein Radschput gewesen und hatte meine Mutter außerhalb

Wir beginnen unsere Laufbahn als Jäger seiner Rasse geheiratet, und dies bedeutet in Indien gewöhnlich, daß ein Mann lieber seine Verwandten verläßt und sich anderswo ein Heim gründet. Daher verließ mein Vater seinen Geburtsort und kam in das kleine Dorf, das ich beschrieben habe, um als Landwirt zu leben.

Aber das alte Kriegerblut in ihm war mächtig, und als meine Mutter starb und ihn nichts mehr an unserem Hause festhielt, machte sich sein Instinkt wieder geltend und fand seinen natürlichen Ausweg in der Jagd. Sie gab uns den Lebensunterhalt; denn wir konnten jederzeit einen Markt für die Felle wilder Tiere finden. Wir waren in der Provinz des Radschah Parakram. Zwischenhändler aus der königlichen Hauptstadt Tamra Purni nahmen uns gern alles ab, was wir ihnen zum Verkauf in der Stadt brachten.

Bevor ich mich jetzt in einen Bericht über die Abenteuer stürze, die mir in dem neuen Lebensabschnitt zustießen, muß ich eines beschreiben, das sich unmittelbar, ehe uns die Wogen der Flut verschlangen, zutrug. Es hängt in so merkwürdiger Weise mit meinem späteren Leben zusammen, daß es erwähnt werden muß, bevor ich mit meiner Geschichte fortfahre.

Unter den Tieren, die vor der Überschwemmung flohen, kam auch eine Herde wilder Elefanten zu unserem Dorf

Wir beginnen unsere Laufbahn als Jäger herab. Sie waren toll aus Angst vor den Wasserschwallen, die ihnen Meile um Meile folgten. Wenn man bedenkt, daß ein Elefant seiner unbeholfenen Gestalt wegen so leicht wie eine winzige Ameise ersaufen kann, wenn nur das Wasser tief genug ist, überrascht seine Angst bei einer großen Überschwemmung nicht.

Zufällig war ich in dem Dorf, als uns jene Herde überfiel. Ein anderer Knabe und ich kletterten auf einen Baum, um dem Unheil auszuweichen und die vorbeiziehenden Elefanten zu beobachten. Sie kamen heran, stürmten vorüber und sprigten Schauer schwarzen Schlammes bis in die Baumkronen. Die Äste, an die wir uns klammerten, erbeben von dem Donner ihrer stampfenden Füße. Weiber kreischten und rissen ihre Kinder von den Türschwelen fort, ohne zu wissen, wo sie mit ihnen Zuflucht suchen sollten; denn die Wände der Hütten konnten den Elefanten kaum widerstehen, wenn sie im blinden Schreck ihres Ansturms dawiderstießen.

Plötzlich sahen wir, wie einer der vordersten Elefanten mitten im Lauf kehrt machte und auf die anderen einhieb. Er griff sie mit seinen Stoßzähnen an und schlug und peitschte sie mit seinem Rüssel so heftig, daß es ihm schließlich gelang, die ganze Herde zur Vernunft zu

Wir beginnen unsere Laufbahn als Jäger bringen. Als sie das Dorf erreichten, gingen sie ruhig im Schritt. Nie hatte ich etwas Verblüffenderes gesehen.

„Sieh doch nur!“ rief mein Gefährte, „der Erhabene hat ein Zeichen auf der Stirn!“

Ich beugte mich aus dem Baume hinaus, um sie besser vorbeiziehen zu sehen, und wahrhaftig, derjenige, der sich selbst zum Führer gemacht hatte, war auf der Stirne gebrandmarkt.

Infolge all der anderen Ereignisse, die uns mit der Flut überwältigten, dachte ich begreiflicherweise nie mehr daran. Ich sollte aber den Elefanten unter ganz anderen Umständen wiedersehen, und er sollte in meinem künftigen Leben eine wichtige Rolle spielen und mir Glück bringen, wie ihr hören werdet. An jenem Zeichen, das er zwischen den Augen trug, sollte ich ihn wiedererkennen.

Um nun zu unseren ersten Erfahrungen auf der Jagd zurückzukehren, so war es nicht gerade das Glück, dem zu begegnen wir erwarteten, und das nackte Leben war alles, was uns der Dschungel zu bieten schien. Als wir zu jagen begannen, gingen mein Vater und ich jeden Morgen durch den Fluß. Als wir aber unser Haus verkauft hatten, bauten wir uns eine Bambushütte mit

Wir beginnen unsere Laufbahn als Jäger einem Strohdach auf dem andern Ufer am Waldrand und richteten uns häuslich ein. Auch bauten wir ein Floß, um damit den Fluß zu übersezen.

So fischten wir Tag um Tag, Monat um Monat, und lebten von Reis und Gemüse, die wir im nächsten Dorf jenseits des Flusses kauften, und von Früchten des Dschungels. Niemals töteten wir des Essens wegen. Das war eine der ersten Lektionen, die ich in meiner Waldschule lernte. Dafür gab es mehrere Gründe, von denen ihr einige im Verlauf der Geschichte erfahren werdet.

Unser Anzug war in jenem warmen Klima eine einfache Sache. Unser handgesponnenes, lohfarbenes Leinen, das fast so dauerhaft wie Leder und dabei nicht annähernd so schwer ist, wurde für Rock und Turban verwendet. Mein Vater hatte auch eine lange grüne Schärpe, die er hin und wieder umzulegen pflegte.

Der Dschungel hat je nach Stunde und Jahreszeit verschiedenen Charakter. Im Frühling ist der Dschungel nicht derselbe wie im Winter oder im Sommer.

Während der Regenzeit hielten wir uns viel in unserer Hütte auf, aber bei Nacht hatten wir sie nicht für uns allein. Als die Affen unseren Zufluchtsort entdeckt hatten, waren sie begeistert und ergriffen jede Nacht von ihm Besitz.

Wir beginnen unsere Laufbahn als Jäger

Während des unaufhörlichen Gußregens fühlten sie sich in den Baumkronen so unbehaglich, fürchteten sich aber auch so sehr vor den Tigern, daß sie es nicht wagten, auf der Erde im Dschungel zu schlafen. An einem Feuer jedoch fühlten sie sich sicher, und zur Schlafenszeit machten sie die Türe genau so leicht wie ich selbst auf und richteten sich häuslich ein. Als das zum ersten Male geschah, erschrak ich sehr.

Es war zu Beginn der Regenzeit, und ich war draußen gewesen, um meinem Vater beim Fortschaffen der Lebensmittel zu helfen, die er in einer größeren Ladung als sonst mit dem Floß aus dem Dorf gebracht hatte; denn das Übersetzen des Flusses wurde in dem Maße schwieriger, als die Strömung mit fortschreitender Jahreszeit tiefer und reißender wurde. Auf dem Heimweg lief ich voraus. Wie groß war meine Überraschung, als ich die Türe aufstieß und das Gemach voll von grauen zwerghaften Gestalten sah, die wie Gespenster um das Feuer herum saßen! Beinahe hätte ich vor Schreck aufgeschrien. Da kam mein Vater herzu, legte mir die Hand auf die Schulter und sagte: „Fürchte dich nicht, Söhnchen! es sind nur Affen, die hier Zuflucht vor dem Regen gesucht haben.“ Ich war zwar etwas beruhigt, klammerte mich aber immer noch an meinen Vater, weil die Affen

Wir beginnen unsere Laufbahn als Jäger in dem Dämmerlicht so unheimlich ausfahen; dann ging ich mit ihm hinein.

Die Geschöpfe schenkten uns nicht die geringste Aufmerksamkeit. Etwa zwanzig an der Zahl, saßen sie feierlich da, starrten in das Feuer und blinzelten in sein Licht. Eine Mutter war da, die ernsthaft ihren Säugling stillte und so ausfah, als ob das Haus ihr gehörte, und als wüßte sie das.

Danach kamen sie jede Nacht, immer schweigend und ohne sich um unsere Gegenwart zu kümmern. Wer von seiner eigenen Wichtigkeit überzeugt ist, dem kann ich kein besseres Erlebnis empfehlen, als, wie wir, sein Haus mit einer Herde von Affen zu teilen. Wir konnten sie nicht vertreiben. Sehr bald wünschten wir es auch gar nicht; denn sie erwiesen sich als die besten Wachhunde; bei der Annäherung eines wilden Tieres weckten sie uns rechtzeitig, damit wir uns schützten. Tagsüber kamen gewöhnlich Eichhörnchen und bettelten um Nüsse, sie waren aber zu scheu, um sich lange aufzuhalten.

Mit der Regenzeit wurde der Fluß tiefer, und mit dem tieferen Wasser kamen, seitdem die Flut den Flußlauf geändert hatte, die Krokodile. Da bekamen wir Angst unser Floß zu benutzen. Zum ersten Male merkte ich etwas von einem Krokodil in unserer Nachbarschaft, als ich eines

Wir beginnen unsere Laufbahn als Jäger

Morgens einen kleinen Affen aus dem Flusse trinken sah. Plötzlich fiel er mit einer merkwürdigen Gebärde hinein; ich sah, wie er langsam am Arm unter Wasser gezogen wurde und verschwand. Einige Augenblicke später trieb ein verkohlter Holzkloß vorbei. Das war der schwarze, schuppige Rücken des Krokodils, der aus dem Wasser ragte. Daraufhin badeten wir und die Tiere weiter stromaufwärts, und durchschritten den Fluß dort, wo er schmaler und ganz sicher war.

Ungefähr ein Jahr nach der Überschwemmung, gegen Ende der Regenzeit, brachte eines Abends mein Vater aus dem Dorf zwei Säcke mit Nüssen und zwei mit Bohnen heim. Die Bohnen sollt er zuerst, dann buk er sie in Butter, tat Salz und Pfeffer dazu und stellte sie weg zum Auskühlen. Während dieser Prozeduren half ich ihm schweigend, obwohl ich kleiner Bub, der wußte, daß etwas Ungewöhnliches vorging, vor begreiflicher Neugierde plakte. Ich war aber von meinem Vater gut gezogen und stellte keine Fragen. Bald darauf sagte er: „Ich bereite den Proviant für einen Jagdzug in das Herz des Dschungels vor. Morgen brechen wir auf, bauen uns einen Jagdsitz in den Bäumen und bleiben dort eine ganze Woche, Tag und Nacht; und dort warten wir auf die Beute, die uns die Götter schicken werden.“

Wir beginnen unsere Laufbahn als Jäger

Mir hüpfte das Herz bei dem Gedanken daran, und während dieser Nacht konnte ich kaum schlafen vor Ungeduld in den Dschungel aufzubrechen.

Endlich brach der Tag an. Um fünf Uhr waren wir fertig. Nachdem mein Vater für jeden von uns einen Sack mit den gekochten Bohnen gefüllt und die zwei Säcke mit Nüssen übergeworfen hatte, die, zusammen mit Dschungelfrüchten und Quellwasser unser Mundvorrat für die Woche sein sollten, sprachen wir unser Morgengebet, und zu der Stunde, wo es heller Tag war, befanden wir uns schon ein gutes Stück unterwegs. Wir gingen nicht gradaus in den Dschungel, weil es ziemlich gefährlich ist, einen Dschungel zu so früher Morgenstunde zu betreten. Der Grund davon ist, daß einem Tiere wie Tiger und Panther, die am Waldrand auf der Suche nach Futter umherstreifen, in den Weg kommen können, und daß sie leicht bössartig werden.

Plötzlich deutete mein Vater schweigend auf den Boden. Ich sah hin und gewahrte die Hufspuren einer Antilope, die uns ein Stück voraus sein mußte. Wir folgten und konnten bald auch die Spuren von Tigerpranken bemerken. Mein Vater meinte, daß wahrscheinlich in den frühen Dämmerstunden ein Tiger zu der Trinkstelle hierher an das Flußufer gekommen war und

Wir beginnen unsere Laufbahn als Jäger

einer Antilope aufgelauert hatte, die gleichfalls zum Trinken kam. Als die Antilope einen Tiger in der Nähe merkte, war sie geflohen, hitzig von dem Feinde verfolgt. „Sieh nur,“ sagte mein Vater, „die Hufspuren werden immer deutlicher. Das bedeutet, daß die Antilope unachtsam wurde. Sie war so erschrocken, daß ihre Muskeln vor Angst wie gelähmt waren. Sie konnte nicht mehr schnell genug vorwärtskommen. Aber nicht allein das: wohin sie trat, blieb ihr Fuß wie festgeklammert am Boden haften, wenn auch nur für den Bruchteil eines Augenblicks. Das ist ein schlechtes Zeichen.“

Beim Weitergehen stellten wir fest, daß die Hinterhufe an vielen Stellen sehr tiefe Eindrücke auf dem Boden gemacht hatten. Anstatt deutliche Abdrücke zu machen, hatten die Vorderhufe den Boden aufgescharrt, als hätte das Tier nur mit großer Anstrengung die Hinterläufe losreißen können. Mein Vater sagte: „Der arme Kerl muß nicht ganz zweihundert Ellen von hier tot liegen. Das Rückgrat war ihm vor Angst gelähmt. Obgleich er klar im Kopfe war, versagten ihm die Muskeln den Dienst.“

Wir gingen den Fußspuren beider Tiere etwas weiter nach. Kaum hatten wir fünfzig Fuß zurückgelegt, so hörten wir aus einem benachbarten Gebüsch ein wildes Knurren.

Wir beginnen unsere Laufbahn als Jäger

Schleunigst erkletterten wir einen Baum und setzten uns auf einen Ast, der so hoch war, daß ihn ein Tiger im Sprung nicht mehr erreichen konnte. Nicht nur das: wie die Affen kletterten wir von Ast zu Ast, von Baum zu Baum, bis wir zu einer Stelle gerade über dem Gebüsch kamen, wo der Tiger die getötete Antilope verzehrte.

Sogar ein solches Schauspiel hat etwas Schreckliches und Schönes, wenn der Tiger goldfarben und schwarz in einer Blutlache liegt, halb mit dem Körper auf der Antilope und den Kopf vergraben in die Brust des toten Tieres. Tiger fressen die weicheeren Teile gern zuerst, besonders den Hals, dann die Brustmuskeln und hierauf einige Teile des Bauches, ehe sie von den Rippen zu fressen anfangen. Das heben sie sich für den nächsten Tag auf. Gemeiniglich gibt es aber keinen nächsten Tag; denn wenn ein Tiger von seinem Opfer etwas übrigläßt, kommen andere Tiere und fressen es auf.

Das Schauspiel selbst — nicht was wir von den Gewohnheiten eines Tigers wußten — machte Eindruck auf uns. Was wir sahen, war rot und golden und grün. Wenn jemand unvorbereitet zu der Stelle gekommen wäre, hätte er durchaus nichts von einem Tiger bemerkt, abgesehen von den Fliegen und der Körperausdünstung.

Wir beginnen unsere Laufbahn als Jäger
Das Ganze sah aus wie eine Malstudie in Gold und
Grün und Rot.

Der Tiger fraß weiter. Weil wir davon lebten, Tiger
zu fangen oder zu töten, mußten wir ein Mittel ersinnen,
uns seiner zu bemächtigen. Wir warteten und warteten
und warteten bis etwa neun Uhr; da schleppte sich der Tiger
in ein Gebüsch und legte sich schlafen. Aber bevor er ging,
bemerkten wir, daß ihm die Brust aufgerissen war und
Blut herauströpfelte. Offenbar hatte die Antilope, ehe
sie verendete, den Tiger mit den Hufen getroffen und ihm
eine tiefe Wunde in die Brust gerissen. Einige Minuten
blieb der Tiger in der Sonne stehen und leckte sich, und
so konnten wir deutlich beobachten, daß er verwundet
war. Vermutlich war es ihm zu spät, bis zu seinem Lager
zu gehen, er wollte wohl auch bei seiner Beute Wache
halten. Anstatt weit weg zu gehen, zog er sich deshalb nur
etwa neun Fuß von der toten Antilope zurück und legte
sich nieder.

Recht bald bemerkten wir, daß sich das Buschwerk
unter uns merkwürdig bewegte. Wir blickten schärfer hin
und sahen viele kleine schwarze Schnauzen mit zitternden
Müstern zwischen den Blättern stöbern und nach der Beute
schnuppern. Es waren Füchse und Schakale. Sie hatten
von weitem die Beute gewittert und waren hergekommen,

Wir beginnen unsere Laufbahn als Jäger

um ihren Anteil an den Knochen zu fordern. Als sie sich näherten, bellte der Tiger — es klang fast wie das Bellen eines Hundes —, und davon erzitterte das Unterholz von einem Ende zum anderen wie grünes Fackellicht, wenn der Wind es bewegt. Bis zum Mittag wechselte dieses Zittern im Unterholz mit tiefer Stille ab, und dann sank die größere Ruhe des tropischen Nachmittags hernieder.

Bis dahin zeigten sich die schnüffelnden Schnauzen der verschiedenen kleinen Tiere bei der toten Antilope, und manchmal öffneten sie — die armen, ausgehungerten Schakale! — die Müuler, um einen Bissen Fleisch zu erwischen. Dann stieß der Tiger plötzlich ein wütendes Knurren aus, vor dem sie schleunigst Reißaus nahmen, und das Buschwerk erbebt von einem Ende zum anderen. Dabei war nicht viel zu hören, aber desto mehr zu sehen. Wenn sich ein Schakal bewegte, wogte das Gebüsch. War es ein Fuchs, der sich bewegte, so zitterte das Buschwerk wie die Haut eines schlafenden Hundes, der einen schweren Traum hat.

Plötzlich bewegte sich das Buschwerk ganz anders. Die Bäumchen und Blätter schienen wie Kinderhände ineinanderzuklatschen. Die Gebärde des Klatschens kam aus zwei verschiedenen, nicht sehr weit voneinander entfernten Richtungen; sie liefen an der Stelle zusammen,

Wir beginnen unsere Laufbahn als Jäger

wo die tote Antilope von Fliegen bedeckt lag, und von wo der schreckliche, unverkennbare und durchdringende Tigergeruch aufstieg. Dies Klatschen der Blätter gegeneinander dauerte einige Minuten an. Es war etwas Gespenstiges dabei, und ich zitterte. Mein Vater streckte die Hand aus und faßte die meinige. Er sagte: „Ruhig Blut, mein Sohn!“

Ein sehr leises, fast unhörbares Wispern lief durch das Gras und durch die jungen Bäume. Und siehe da, ohne weitere Warnung standen, ganz nahe bei dem toten Tier, zwei Leoparden einander gegenüber. Bei ihrem Nahen schwärmten die Fliegen in einer schwarzen Wolke auf. Die Leoparden hatten die Gegenwart des Tigers nicht gerochen; denn sie standen in der Richtung, aus der der Wind wehte. Anstatt daß sie den Tiger witterten, witterte der Tiger sie, aber er war zu schläfrig, um sich zu rühren. Mein Vater sagte mit ganz leisem Flüstern zu mir: „Fürchte dich nicht! Mache auch nicht den kleinsten Schatten einer Bewegung! Diese Leoparden können auf Bäume klettern. Wenn sie auf diesen Baum heraufkommen, ist es um uns beide geschehen.“

Ich glaubte zu wissen, warum sich die Blätter der Bäumchen und das Buschwerk wie klatschende Kinderhände bewegten: deshalb, weil die Fleckenzeichnung auf

Wir beginnen unsere Laufbahn als Jäger

einem Leopardenfell so aussieht, als wäre sie von einem Blatt hervorgebracht, das in Tinte getaucht und mit dem die goldene Haut über und über bedruckt worden ist. Allemal wenn sich ein Leopard bewegt, bewegen sich die Bäume und Gattlinge in Übereinstimmung mit diesem Blattmuster, wodurch Flecken in der Luft hervorgerufen werden.

Raum hatten die beiden hungrigen Leoparden einander erblickt, so duckten sie sich und starrten sich gegenseitig fest in die Augen. Wie schwere Töne peitschten die Schweife, und als einer einen jungen Baum traf, brach er ihn mit einem knackenden Laut entzwei. Knacks! Knacks!

Plötzlich tauchte wie eine Schreckgestalt aus dem Nichts das Antlitz des Tigers zwischen ihren wütenden Gesichtern auf. Er hatte nicht nur ihre Gegenwart gewittert, er war auch durch das Brechen der Stämmchen aus dem Schlaf aufgeschreckt worden. Es war ein schrecklicher Augenblick. Die beiden Leoparden zogen sich etwas zurück, mit der Heimlichkeit und Lautlosigkeit eines Fadens, den man durch ein Nadelöhr zieht. Eine Augenblickspause folgte. Dann heulte der Tiger sie an, als berste ein Berg entzwei und als stürze die wilde Flut gestauter Wasserfälle auf uns herab. Solchermaßen war das

Wir beginnen unsere Laufbahn als Jäger
Brüllen des Tigers. Die Leoparden aber waren damit
nicht einzuschüchtern.

Als das Brüllen des Tigers verhallt war, heulten die
beiden Bestien auf wie Geschöpfe, denen glühende Speere
die Eingeweide zerreißen. Das war ihre Herausforderung.
Der Tiger trat einen Schritt zurück; denn an dem Ton
erkannte er, daß die Leoparden um seine Verwundung
wußten. Er kauerte sich einen Augenblick zusammen und
behielt beide im Auge. Sie kamen ein paar Schritte
vorwärts und bereiteten sich zum Kampf mit ihm. Eine
unheimliche Pause folgte.

Den ganzen Dschungel, von der Baumkrone bis ins
Innerste der Erde und von Horizont zu Horizont, er-
griff ein quälendes Schweigen, das nur gebrochen wurde
durch die kleinen Bewegungen, welche der Tiger mit
der Spitze seines Schwanzes beschrieb. Es schien uns,
daß sich alle drei Gegner immer fester an die Erde drück-
ten. Es gehört zur Natur der Tiere aus dem Kagen-
geschlecht, insonderheit seiner grausamsten Angehörigen,
wie des Löwen, des Leoparden und des Tigers, sich, wenn
sie angegriffen werden, an die Erde zu drücken und die
Bäuche fest gegen den Boden zu pressen, als ob sie solcher-
art Kraft gewannen. Es hat aber einen anderen Grund.
Wenn ein Tier wie der Tiger dicht an den Boden ge-

Wir beginnen unsere Laufbahn als Jäger

drückt liegt, so gibt sein Feind, wenn er auf ihn losspringt, Kehle und Brust preis, die von unten angegriffen werden können.

Der zweite Vorteil dabei liegt in dem Schwung, den ein Tier erlangt, wenn es losspringt. Je tiefer es sich zur Erde duckt und je kleiner es sich macht, desto näher kommt es beim Vorwärtsspringen seinem Ziel.

Infolgedessen preßten sich die drei fester und fester an den Boden, bis sie bloß einen Fuß hoch waren. Man konnte in dem Grase nur noch ihre Köpfe und die rot und steinern starrenden Augen erkennen, die einander anglühten. Plötzlich knurrte der eine Leopard und streckte eine Pranke aus. Das war für den zweiten Leopard den das Zeichen, auf den Tiger loszuspringen. Er rührte sich aber nicht; er fürchtete sich. Es ist schwer, genau zu sagen warum; hatte es doch den Anschein, als wäre der Vorteil ganz und gar auf der Seite der beiden Leoparden und nicht auf der Seite des einen, obendrein noch verwundeten Feindes! Aber ein Tiger hat eine fast hypnotische Macht über Mensch und Tier, und beide empfinden gleichermaßen bei einer Begegnung mit ihm etwas wie einen abergläubischen Schrecken.

Der Tiger brüllte nun gewaltig. Er tat das, um seine Überlegenheit zu betonen, die er rasch gemerkt haben

Wir beginnen unsere Laufbahn als Jäger mußte. Deutlich konnten wir die Angst des zweiten Leoparden sehen. Da verlor der erste Leopard in seiner Wut den Kopf und ging, ohne zu springen, auf den Tiger los. Sie verbissen sich ineinander, ihre zwei Kieferpaare verhafteten sich ineinander, als gehörten sie einem einzigen Tier. Das brach den Zauber, und der zweite Leopard gesellte sich zu der Schlägerei. Er konnte aber nicht viel ausrichten, solange die beiden Gegner miteinander rangen und rangen und rangen. Jedes Mal, wenn er sich den Ringern näherte, schug der Tiger nach ihm, ohne den anderen loszulassen, und dem Leoparden gelang es bloß, dem Tiger die Flanken aufzureißen. Eine lebensgefährliche Stelle wie die Kehle oder den Bauch vermochte er nicht zu treffen.

In tödlicher Umklammerung wirbelten die beiden Kämpfer im Kreise herum, bis es schließlich dem zweiten Leoparden gelang, den Tiger in die Lende zu beißen und seine Zähne hineinzugraben. Damit war der Tiger auf den Fleck festgenagelt. Er war wie in einem Schraubstock festgeklammt. Aber er war der Lage gewachsen. Mit den Vorderpranken riß er den Leoparden, den er vor sich hatte, näher an sich heran, bis er selbst auf den Hinterbeinen stand, zwang den Leoparden dasselbe zu tun, und mit einem einzigen Riß seiner Krallen schloßte er dem

Wir beginnen unsere Laufbahn als Jäger

Feinde die Gurgel auf. Mit einem verzweifelten Brüllen tödlichen Schmerzes öffnete der Leopard die Kiefer und fiel zu Boden. Dann kroch er fort, uns aus den Augen, und schleppte sich nur mit großer Mühe.

Gerade in diesem Augenblick besann sich der zweite Leopard, der in die Lende des Tigers verbissen war, eines anderen und schlug dem Tiger die Zähne in den Bauch. Er lag mit dem Kopf in der Bauchhöhle des Tigers, während sich des Tigers Pranken und runde Kinnladen dem Leoparden in den Rücken gruben. Keiner von beiden ließ locker.

Jetzt war kaum ein Geräusch zu hören, außer dem Rascheln der Blätter und dem Winseln des sterbenden Leoparden in der Entfernung. Dann war es ruhig im Dschungel. Sogar die Sonne am Himmel schien stille zu stehen. Die Vögel in der Luft hielten im Flug inne, was sonst fast nie geschieht, einerlei was unter den Bäumen auf dem Boden des Dschungels vorgehen mag. Am Buschwerk merkte man höchstens, daß sich jetzt die Schakale und Füchse rührten. In weiteren fünfzehn Minuten — uns schien es freilich wie zehn Stunden! — hatte die Todesumschlingung des zweiten Leoparden mit dem Tiger in einem schrecklich gurgelnden und jammernden Lärm ein Ende. Die wild rollenden Leiber waren plötzlich ruhig.

Wir beginnen unsere Laufbahn als Jäger

Sie waren wie Stein, nur dann und wann zitterte noch ein absterbender Muskel. Bald rührten sie sich nicht mehr, und kurz darauf war das ganze Gebüsch von Schakalen umstellt, die zu ihrer Beute kamen.

Mein Vater sprach zu mir: „Wir müssen jetzt hinunter und die Felle dieser drei retten. Der erste Leopard liegt tot dort drüben.“ Wir stiegen also schleunigst hinab, vertrieben die Schakale und machten uns auf die Suche nach dem ersten Leoparden. Siehe da, nur ein paar Schritte von den Kadavern des anderen Leoparden, des Tigers und der Antilope lag er tot. Mein Vater und ich schleppten ihn in das Gebüsch, und mein Vater machte sich ans Werk die drei Tiere abzuhäuten. Von der Haut der Antilope war nichts übriggeblieben.

Wir hatten große Mühe, den zweiten Leoparden und den Tiger voneinander zu trennen. Erst nachdem wir von den Kadavern einige Stücke abgeschnitten hatten, gelang es uns, das meiste von den Fellen noch zu bekommen.

Es war jetzt etwa vier Uhr. Mein Vater häutete die Tiere weiter ab, und ich nahm Pfeil und Bogen und hielt damit die Geier fern, auch die Füchse und Schakale. Sehr bald ging die Sonne unter. Wir banden die blutenden Felle zusammen, zogen sie an einem Strick

Wir beginnen unsere Laufbahn als Jäger

zu einem Baumast empor und ließen sie da die Nacht über hängen. Wir erkletterten einen Baum daneben und machten uns im Licht des aufgehenden Mondes unsere Plattform für die Nacht zurecht. Mein Vater holte ein übelriechendes Öl hervor, und wir salbten damit unsere Leiber zum Schutz gegen das Heer von Ameisen und Stechmücken.

„Vater,“ sprach ich, als wir uns schlafen legten, „während der Überschwemmung lebten Menschen, Tiere und Vögel so miteinander, als wären sie Brüder. Wenn sie damals so gütig untereinander sein konnten, warum behandeln sie sich nicht immerdar mit Güte?“

„Kleiner Sohn,“ entgegnete mein Vater, „es kommt vor, daß angesichts einer gemeinsamen Gefahr alle Geschöpfe sich vereinigen, gerade so wie ein Heer vor dem Angriff des Feindes die Reihen schließt. Während der Überschwemmung wußten die Tiere, daß der Tod auf der Lauer lag, um sie wie uns gleichermaßen zu vernichten, und in jenem gemeinsamen Schrecken betrugen sich alle ohne Bosheit und ohne Haß. Dereinst werden nicht nur die Tiere, sondern auch die Menschen Brüderlichkeit lernen, nicht nur in der Gefahr, sondern auch im Wohlergehen!“



Drittes Kapitel
Eine Nacht im Dschungel

Unsere erste Nacht außer Haus sollte keine ruhige sein. Das Tigerfell, das in der Luft oben hing, vertrieb den Geruch der Tigerleiche unten. Den meisten Tieren ist nichts so sehr zuwider wie der Geruch fleischfressender Geschöpfe, der des fleischessenden Menschen mit inbegriffen, weil alle töten; der Mensch aus Vergnügen und die Tiere wegen des Fressens. Was verdient den Vorzug?

Der Boden war frei, jedes Tier konnte sich ungestört bewegen, und auch wir in den höheren Regionen waren vor einem Überfall sicher, weil das Tigerfell unserem Versteck nahe genug hing, um durch seinen Geruch die baumkletternden Geschöpfe, einschließlich der Leoparden, von uns fernzuhalten.

Ich merkte jedoch, daß ich nicht einschlafen konnte, nicht nur deshalb, weil unser Bett, das aus der bloßen Plattform bestand, hart war, sondern auch darum, weil ich beobachten und sehen wollte, was unten vorging. Es war eine sonderbar ruhelose Nacht.

Eine Nacht im Dschungel

Bei Mondesaufgang war der Dschungel so still, als wäre er bespannt mit silbernen Harfensaiten, in denen der leicht sich regende Wind leise sang, wie die reine Stimme des Schweigens. Hunderte kleiner Tiere drängten durch das Buschwerk und fingen an, die Überreste der Antilope unter uns aufzufressen. Dann füllte sich der Dschungel mit Geräuschen, mit den Myriaden von Geräuschen unaufhörlichen tropischen Lebens, das wie das Schwirren eines ungeheuren Webstuhls ist, der das Gewebe des Seins für die Ewigkeit wirkt.

Bald hörten wir unten ein Knacken und Knurren, und plötzlich tauchte im Mondlicht eine fremdartige hölzerne Fräse mit einem Zacken auf. Es war das Nashorn. Es schnaufte. Alle kleinen Tiere flohen sofort in ein Versteck. Sträucher und Bäume zerbrachen unter dem Tritt des Nashorns.

Dann ließ sich das Achzen eines vorbeigehenden Bären hören. Dem schloß sich bald das Erscheinen zweier fägenartigen Tiere an, die, soviel ich von ihnen im Mondschein zu erkennen vermochte, bestimmt Leoparden sein mußten. Hierauf kamen noch mehr, aber keiner kletterte auf unseren Baum; sie gingen an ihm vorbei, wie sich das Wasser um einen Felsen mitten im Strom teilt.

Eine Nacht im Dschungel

Jetzt kam ein Tiger, der größer war als die anderen. Er knurrte und stöhnte, heulte einige Minuten den Mond an und verschwand. Dann hörte ich ein sonderbares Geräusch, als ob ein großes Heer so verstohlen marschierte, daß nicht einmal das Gras aus der Ruhe geriet. Das Mondlicht zitterte unter uns, und die Schatten wispten von merkwürdigen Gestalten.

Ziemlich bald sahen wir die wilden Büffel in einer Herde von etwa sechzig Stück unten vorbeiziehen. Auch sie gingen sonderbar, in halbmondförmiger Anordnung. An den beiden Enden des Halbmonds waren die stärksten Bullen, ihnen zunächst die alten Büffel, und etwa in der Mitte der Sichel konnte man den Leitbullen sehen, das älteste und weiseste Männchen. Zwischen ihm und den übrigen waren die Weibchen und die Jungen. Sie gaben keinen Laut von sich. Sie muhten nicht und brüllten nicht. Als sie das Buschwerk unter uns erreichten, knurrten und grunzten sie. Die Männchen stampften die Erde mit den Hufen. Es war kein Zweifel, sie hatten den Ort gerochen, wo während des Tages der Kampf stattgefunden hatte, und den Blutgeruch mochten sie nicht leiden. Die Männchen ließen ein tiefes Brummen hören, muh, muh, kurz und klar, fast wie ein Bellen, und die Linie zog in den tiefen Wald ab, außer Sicht.

Da mein Vater sah, daß ich wach war, sprach er: „Jetzt ist die Nacht am tiefsten, und unten droht uns keine Gefahr. Fast alle Raubtiere sind auf der Jagd. In einer Stunde ist es Mitternacht, wir finden dann die meisten an der Trinkstelle. Hast du Angst?“ Ich verneinte. Er fuhr fort: „Dann komm hinunter mit mir, wir gehen zur Trinkstelle!“ Beim Abwärtsklettern hatten wir die Empfindung, als stiegen wir in eine Edelsteingrube ein. Die Augen der Füchse, Schakale und Wildkazen, die unter uns umherstrichen, leuchteten im Mondschein vom strahlendsten Smaragdgrün bis zum blutigen Rubinrot. Als wir ihnen näherkamen, schossen sie davon wie ein Schwarm diamantener Mücken, die der Wind wegweht.

Mein Vater brauchte nicht lange, um die Wasserstelle zu erreichen. Er schien den Weg dorthin gefühlsmäßig zu finden. Er befühlte die Elefantenspuren und meinte: „Jede Tierart wandert auf ihre eigene Weise; sie macht ihre eigene Spur und geht ihren eigenen Weg. Der Mensch ist am sichersten, wenn er dem Elefanten folgt, weil kein Tier gegen das Gesetz die frische Spur betritt, die zur Trinkstelle führt.“

Später lernte ich, daß Tiere vom Tigergeschlecht wie auch ihre Beutetiere geringe Spuren hinterlassen. Keines

Eine Nacht im Dschungel

von ihnen kann sich erlauben sie preiszugeben. Sie kommen heimlich, trinken so schnell wie möglich und verschwinden. Der Büffel jedoch wählt immer einen besonderen Ort, wo er sorglichst verborgen trinken kann. Ein scharfes Auge aber kann sehen, woher er kommt und wohin er geht.

Wir folgten der Elefantenspur und waren in etwa einer halben Stunde am Ufer des Flusses. Wir erstiegen einen Baum, blieben dort und lagen ruhig wie Früchte an einem Zweig. Unsere Leiber waren dicht an den Ast gepreßt, auf dem wir uns ausstreckten, das Kinn ruhte auf dem Rücken der Hand, die den Ast fest umschloß. Von unserem Platz aus konnten wir die Büffelherde flussaufwärts ziehen sehen. Sie zogen dahin in ihrer merkwürdigen Anordnung, ein Männchen, ein Junges und ein Weibchen, das Junge zwischen Vater und Mutter. Dann gingen sie längs des Ufers in der gleichen Ordnung zurück, unten an unserem Baum vorbei, und verschwanden. So kam und ging die Prozession der Büffel.

Raum waren sie außer Sicht, so hörten wir ein Knacks! Knacks! Knacks! nicht sehr weit von uns. Das Geräusch kam aber aus unserer Höhe und nicht von unten. Wir hörten die Ranken beben und hier und dort

brechen. Plötzlich kam etwas Schwarzes und Schlangenhaftes einen Fuß weit von mir zum Vorschein und riß einen Zweig von dem Baum ab, auf dem wir lagen. Der Baum schwankte; beinahe wären wir hinuntergefallen. Dann kroch ein anderes schlangengleiches Ding empor und riß abermals an dem Ast. Der Baum schien von etwas, was unten gegen ihn stieß, bis in die Wurzeln erschüttert zu werden. Ich wandte den Kopf nach meinem Vater, der hinter mir auf der dicksten Stelle des Astes lag. Er beruhigte mich mit einer Berührung. Er machte kein Geräusch.

Plötzlich glänzten im Mondschein zwei breite weiße Schwerter unter uns auf. Knacks! Knacks! Knacks! Mächtig schwangen die Zweige hin und her, die gleißenden Schwerter bewegten sich vorwärts und offenbarten Kopf und Leib eines ausgewachsenen Elefanten. Was ich für große Schlangen gehalten hatte, waren Rüssel, die sich in die Baumkronen hinaufschlängelten, um saftige Zweige zu suchen. Die Stoßzähne sahen im Mondschein mörderisch wie Krummsäbel aus. Der Elefantenbulle, der Führer der Herde, der Älteste und Stärkste, zog zur Trinkstelle hinunter, schwenkte nach rechts ab und blieb stehen. Ihm folgte ein Elefantenbaby, kaum ein Jahr alt, in Begleitung seiner Mutter. Sie blieben

Eine Nacht im Dschungel

in der Nähe des Bullen, doch etwas stromabwärts, stehen. Hierauf kamen noch andere Babies und Mütter. Schließlich bildeten drei starke Bullen, einer hinter dem anderen, die Nachhut und schlossen die lange Linie, die die Köpfe dem Flusse zuwandte. Der Elefant, der am weitesten stromabwärts stand, steckte den Rüssel ins Wasser und trank zuerst. Dann nahm der nächste einen Trunk; dann der nächste und wieder der nächste und so fort, bis der älteste Elefant, der Führer, der am weitesten stromaufwärts stand, seinen Durst löschte.

Ihr seht, jeder Elefant trinkt auf diese Weise, wenn die Reihe an ihm ist, damit das Wasser dem nächsten, der weiter stromaufwärts steht, nicht verunreinigt wird. Hätte der Führer zuerst getrunken, so hätten die anderen das durch seinen Rüssel verschlammte Wasser trinken müssen, das von der Strömung talab geführt wurde. Das ist für die Gesundheit nicht gut.

Gerade als die Elefanten mit dem Trinken fertig wurden, tauchte in den mondhellen Lücken zwischen ihnen das Geweih eines Edelhirsches auf. Wie Regen lief ihm das silberne Licht an Gehörn und Flanken herab. Er erschien zwischen den Trinkplätzen der Elefanten und Büffel. So war er nach beiden Seiten geschützt. Er war groß und schön und muß sechs Fuß lang und etwa drei und

Eine Nacht im Dschungel

einen halben hoch gewesen sein. Er war unstreitig der Stolz des Dschungels, das schönste Geschöpf, das man sich vorstellen kann. Sein Silberleib — im Mondlicht schien er wie aus Silber gegossen — tauchte halb ins Wasser, als er schöpfte, aber ich bemerkte, daß er beide Lauscher nach verschiedenen Richtungen stellte, den einen vorwärts, den anderen rückwärts. Der Hirsch hat das zarteste Gehör von der Welt.

Mit dem linken Ohr horchte er gegen das Wasser und mit dem rechten gegen den Dschungel hinter ihm. Das Hochwild wird im Wasser von Krokodilen und an Land von Tigern angegriffen; daher lauscht es, wenn es irgendwo trinkt, vorsichtig nach beiden Richtungen zugleich und ist um so vorsichtiger, als ihm die beiden anderen Sinne nicht das geringste dabei nützen; denn wenn ein Hirsch trinkt, kann er weder riechen noch sehen. Die Nase hat er im Wasser, und sehen kann er nicht, weil seine Augen der Nase folgen. Seine zwei Ohren hören nicht bloß, sondern verrichten unter den obwaltenden Umständen zugleich auch die Geschäfte des Sehens und Riechens.

Kaum hatte der Hirsch zu schöpfen angefangen, so hielt sein Schwänzchen, mit dem er bisher gewedelt hatte, inne, und von einem großen Baum konnte man

Eine Nacht im Dschungel

ein eigentümliches Rascheln hören. Wie der Blick kehrte er sich um und stellte sich mit dem Gesicht zum Dschungel; beide Ohren neigte er jetzt aber dem Wind entgegen. Wenn ein Tier käme, um ihn aus der Richtung des Windes anzugreifen, mußten seine Ohren das an den Geräuschen erkennen, die ihm zugeweht wurden, während seine Augen geradeaus gerichtet waren, um ihn vor jeder von anderswo nahenden Gefahr zu warnen. Er lauerte einen Augenblick; ein paar Fuß weit von ihm zitterten die Äste jenes Baumes leicht, ein wenig zu leicht. Wir konnten nichts sehen, stellten uns aber vor, daß es ein Panther war, den der Hirsch vernommen hatte.

Die Büffel grunzten laut. Sie waren also noch nicht abgezogen. Auch sie waren unter Bäumen und Büschen versteckt und harreten des Feindes. Die Elefanten drehten sich um und steckten die Rüssel in die Mäuler. Sie machten keinen Lärm. Auch sie faßten, wie die Büffel, den Wald ins Auge, schienen sich aber ganz leise wie ein großer Wolkenhaufen unter unserem Versteck zu bewegen. Bereitete sich der Panther zum Sprunge? In den Gemütern aller Tiere war das die wichtigste Frage.

Ziemlich bald entdeckten wir einen Büffeltier in der Nähe des Hirsches. Die Büffel kamen offenbar herbei,

um ihn zu beschützen. Der Elefantenbulle stellte sich dazu, und so stand nun der Hirsch da, mit dem König des Dschungels zur Rechten und dem Ministerpräsidenten, dem Büffel, zur Linken. Das versetzte den in der Baumkrone verborgenen Panther in den größten Zorn. Aus Wut über den Vorgang stieß er ein Geheul aus und sprang von dem Ast herunter, auf dem er verborgen gelegen hatte. Wir hörten ein dumpfes Aufschlagen auf den Boden, ein Rascheln von Blättern, von Sträuchern und Gras, und dann war Totenstille.

Augenscheinlich war aber noch nicht alles vorüber. Der Panther hatte einfach den Ort gewechselt und sich anderswohin begeben, von wo er den Hirsch besser angreifen konnte. Wir sahen die Büffel in den Dschungel abziehen. Sie stießen einen muhenden Ruf aus, der für den Hirsch ein Signal war. Er machte einen Sprung nach rechts, dann noch einen. Der Panther sprang ihm nach, aber wie durch ein heimliches Wunder sah er sich plötzlich der unerschütterlichen Mauer von Elefanten gegenüber. Inzwischen war der Hirsch entflohen. Er war gerettet. In heller Wut griff der Panther die abziehende Büffelherde an.

„Er muß halbtot vor Hunger sein, daß er so etwas wagt“, sagte mein Vater. Die Elefanten trompeteten und

Eine Nacht im Dschungel

stürzten hinter ihm her. Knacks! Krach! Knack! von allen Seiten! Sträucher und Bäume wurden zertreten. Der Wald erbebte. So stießen die Elefanten vor. Wieder senkte sich die Stille wie ein Vorhang herab. Plötzlich hörten wir aus der Ferne: Muh! Muh! Muh! Der Leitstier der Büffel hatte seine geordnete Herde heimwärts in Marsch gesetzt.

Nun kamen allerhand kleine Tiere zum Trinken: Wiesel, Füchse, Katzen von allen Arten. Um etwa drei Uhr erschien der Tiger. Er trank nur ganz wenig, leckte seine äußere Erscheinung im Licht des Mondes zurecht und trottete nach Hause mit der herrischen Miene eines mächtigen Radschahs. Aus der Tiefe des Dschungels ließ er ein schreckenerregendes Brüllen hören, das bedeuten sollte: „Ich habe gespeist. Alles ist sicher. Den Mond lasse ich übrigens gelten.“

Und nun begannen wir eine eigentümliche Bewegung im Dschungel zu spüren; es war nicht eine Bewegung der Furcht, sondern ein Gefühl der Befreiung und Einker, das die Räume des Waldes erfüllte. Der Mond ging unter, und wie eine Armee ergriff eine ungeheure Stille Besitz vom Dschungel. Sie dauerte scheinbar eine Ewigkeit; dann lief ein Schauer durch alles, als ob der Mond wieder aufgehen wollte.

Kaum war der Tag angebrochen, so zerriß das Dröhnen von Vogelstimmen die Luft mit dem fröhlichen Anruf der Sonne. Augenblicklich war das milchige Licht von Gestalten und Formen erfüllt. Bäume, Zweige, Ufer und ferne Räume, die einen Augenblick vorher noch ganz undeutlich gewesen waren, erstanden in glänzenden Farben. Und kaum waren sie deutlich geworden, so ging die Sonne auf wie goldener Fackelschein und entflammte die Räume zu rötlichem Wunder.

Wir verließen unseren Baum und suchten den Ort, wo der Panther die Büffel angegriffen hatte. Nicht ganz zweihundert Ellen weiter fanden wir den armen Kerl zertrampelt und fast zu Brei zerstampft auf dem Boden liegen, als formlose Masse von Blut und Fleisch. Alle Knochen im Leibe waren ihm zu Mus zermalmt. Sogar sein Fell war wertlos.

„Wenn nur der Tiger auch tot wäre“, sagte ich; denn ich hatte an dem Gestreiften von neulich übergenug und hielt ihn für den Erzfeind der ganzen Welt. Mein Vater aber, der vor allem ehrliches Spiel liebte, erwiderte: „Nicht doch, du Gedankenloser! Der Tiger ist ein Edelmann. Er ist in der That schrecklich, aber bedenke, wieviele es gibt, die wegen der Niedrigkeit ihrer Gesinnung noch gefährlicher sind. Möglicherweise besteht seine seltsame

Eine Nacht im Dschungel

Macht zum Teil in dem Bewußtsein seiner Feinde, daß er erhabener ist als sie. Wenn der Tiger auszieht, um zu töten, so erlaubt er Gayu, dem Füchselein, dem ganzen Dschungel ein Warnungssignal zu geben. Der Leopard ist heimtückischer und blutgieriger. Auch greift, wie du weißt, der Tiger nie den Menschen an, wenn er nicht irgendwie schon Menschenblut gekostet hat. Ferner kommt es ihm auch nicht darauf an, Was zu fressen, wenn er sehr hungrig ist. Nie wird er den Menschen aus Muthwillen töten!" „Der Mächtige", so schloß mein Vater, „wird vielleicht, wenn er alt und schwach ist, böse und listig wie die Leoparden, aber niemals ist er es in seiner Jugendblüte."



Viertes Kapitel
Meine Erziehung



Der Dschungel ist in mancher Hinsicht sowohl für Tiere als auch für kleine Jungen eine sehr gute Schule. Davon war mein Vater so überzeugt, daß er sich, so lange ich nicht älter war, keine Sorgen über eine andere Erziehungsweise machte. „Lesen und Schreiben ist eine gefährliche Sache,“ pflegte er zu sagen, „und der Mensch sollte es nicht früher lernen, als bis er durch die Erfahrung ordentlich vorbereitet ist.“ Daher belehrte er mich sorgsam über die Sitten des Tigers und des Leoparden, ehe ich der Gefahr der Buchgelehrsamkeit ausgesetzt wurde.

Ich wurde die Bräuche des Dschungels gelehrt, lernte den Sinn der Natur kennen und den Platz des Menschen unter seinen Brüdern, den Geschöpfen hienieden und den Göttern im Himmel. Selbstverständlich war nicht alles Studium oder Zeitvertreib, denn mitten im Studium des Lebens und der Natur pflegten wir Wanderungen zu unternehmen. Viele Abenteuer begaben sich und lehrten uns über die Geheimnisse des Lebens nach:

denken, und dies war keineswegs der unwichtigste Theil meiner Erziehung.

In all der Zeit bestanden die Waffen, die wir führten, nur aus Bogen, einigen Pfeilen und einer Art. Mein Vater reichte ein Gesuch um Erlaubnis zum Besitz eines Gewehres ein, das er auf seinen Jagdzügen benutzen wollte. Bekanntlich erlaubt die Regierung den Hindus nicht Feuerwaffen zu führen. Aus diesem Grund werden so viele Menschen in Indien von Tigern getödet. Die Regierung macht indessen ein paar Ausnahmen, wenn es sich um Jäger und um ausgediente Soldaten handelt, und nach monatelanger Verzögerung erhielt mein Vater denn auch die Bewilligung, ein sehr gutes Gewehr zu besitzen, sowie die unumschränkte Erlaubnis, sich seiner im Dschungel zu bedienen. Wir beobachteten das Leben im Walde weiter, und je mehr wir davon erfuhren, desto weniger zerstörten wir etwas; denn mein Vater sagte:

„Für den Menschen im Dschungel gibt es drei Gesetze: erstens darf er nicht ohne Warnung töten; zweitens darf er nicht des Essens wegen töten; und drittens darf er weder hassen noch furchtsam sein.“

Zur Erläuterung der ersten Regel erzählte mir mein Vater, wie er einstens mit zwei jungen englischen Offi-

zieren auf die Jagd gegangen war. An einer günstig gelegenen Stelle hatten sie einen Hochsitz errichtet und in der Nähe eine Ziege als Köder angebunden. Bald nach Einbruch der Nacht erschien ein Leopard; vermutlich argwöhnte er eine Falle und vermied deshalb einen Angriff auf die Ziege. Das Mondlicht strahlte hell, und man konnte deutlich sehen, wie er fehrtmachte, als wollte er sich entfernen. Einer der Engländer war so töricht zu schießen, weil er die Geduld verlor und um seine Beute zu kommen fürchtete. In Anbetracht seiner Aufregung war es nicht überraschend, daß er daneben schoß. Augenblicklich, so berichtete mein Vater, drehte sich das Tier herum und sprang nach dem Hochsitz. In der Dunkelheit konnte man nicht erkennen, wie er ihn so rasch zu erreichen vermochte. Ein Blitz des Mondlichts fiel auf seine Flanke und auf die weißen Fänge seines aufgerissenen Rachens. Und siehe! schon war er über ihnen. Zu einem zweiten Schuß war keine Zeit, zum Zielen kein Platz. Mein Vater sprang auf die Erde und stieß ein langes durchdringendes Heulen aus, den Schrei der Leopardin, wenn sie in Gefahr ist. Das erschrockene Geschöpf wandte sich um, um Ausschau zu halten, und in diesem Augenblick jagte ihm mein Vater eine Kugel in die Schulter.

Immer hält ein Tier, wenn man es anruft oder einen Stein nach ihm wirft, einen Augenblick überrascht inne und vergift die Wachsamkeit, und dann hat man Gelegenheit, auf eine verwundbare Stelle zu zielen. Wenn man ein Warnungszeichen gibt, beweist man die Überlegenheit seiner Nerven über die des Gegners, und damit hat man die Schlacht halb gewonnen.

Was die beiden anderen Regeln betrifft, so sagte mein Vater, daß dasjenige Geschöpf, das Fleisch frisst, einerlei ob Mensch oder Tier, den Geruch des Fleischfressers an sich hat, und dies ist eine Warnung für alle Tiere, die im Dschungel leben. Und so ist es auch mit der Furcht und mit dem Haß. Wie die Tiere so scheidet auch der Mensch einen merkwürdigen und unverkennbaren Geruch aus, wenn er sich fürchtet oder zornig ist, und der verrät den empfindlichen Rüstern des Dschungelvolkes sowohl seine Anwesenheit als auch seine Schwäche.

Mit dem Bogen wie mit dem Gewehr war mein Vater ein wunderbarer Schütze, und so sehr ich mich bemühen mochte, ich konnte es nie zu seiner Meisterschaft bringen. Außerhalb Indiens wird niemand die Geschichten von seinen Heldentaten glauben, sie sind aber nichtsdestoweniger wahr. Oft pflegte er in der Nähe eines Flusses einen Falken auf einem Baumgipfel zu bezeich-

nen und zu sagen: „Mein Söhnchen, die Augen der Jugend sind schärfer als die des Alters; wirf einen Stein nach jenem Vogel, und jage ihn fort!“ Und ich, stets bereit zu diesem Spiel, warf wie mir befohlen war, und mein Vater zielte, den Blick fest auf das Wasser gerichtet, vermittels des Spiegelbilds des aufgeschreckten Vogels, der sich zum Flug erhob. In sieben von zehn Fällen holte er den Falken herunter. Traf er nicht, so sagte er auch nichts, sondern warf die Flinte über die Schulter und ging weiter. Hatte er den Vogel aber getroffen, so pflegte er stets zu bemerken: „Auf diese Art, mein Sohn, bringen wir mehr durch unseren Verstand fertig als durch unsere Sehstärke!“

Sein Gehör war sehr scharf; bei Nacht konnte er dem Schalle nach schießen. War zwischen ihm und seiner Beute ein Hindernis, so hörte er es. Er lag auf der Lauer und horchte auf das Geräusch des vorbeilaufenden Tieres, bis er nichts mehr vernahm, was den Weg einer Kugel stören konnte. Es war daher bei Nacht wie bei Tage leicht, mit ihm durch den Wald zu gehen.

Eine der ersten Sachen, die mich mein Vater lehrte, war, zu erkennen, aus welcher Richtung ein Tier kam, und warum gerade aus dieser. Aus der Beschaffenheit der Spuren, aus dem Geruch und aus den Bewegungen

des Buschwerks, wenn ein Tier es passierte, mußte ich lernen, zu welcher Art das Geschöpf gehörte, auf das ich vielleicht stieß. Nehmt an, es wäre ein Bär gewesen; wie konnte ich das an der Spur, der ich folgte, erkennen?

Es gab verschiedene Wege, aber der einzige und unvermeidliche war dieser: Bären fressen mit Vorliebe Ameisen aus einem Ameisenhaufen heraus. Die Ameisen bauen ihre Hügel so, daß sie nur durch ein einziges Loch ein- und ausgehen. Diese kleine Öffnung ist auch die einzige Lüftung für den Ameisenhügel. Durch Saugen an solchem Loch kann man alle Ameisen aus dem Hügel herausholen. In einem Dschungel, der von Bären unsicher gemacht wurde, mußte ich daher ein scharfes Auge auf Ameisenhügel haben. Ich mußte jeden einzelnen, zu dem ich kam, sorgfältig untersuchen, um festzustellen, ob der Bär diesen Weg gegangen war oder nicht. Waren keine Ameisen in dem Hügel, so bedeutete das, daß der Bär alle gefressen hatte, weitergelaufen und vor mir war. War aber der Hügel voll Ameisen, so war alles sicher; der Bär war irgendwo weit hinter mir. Obwohl der Bär Menschen nicht frisst, so kann er doch ihren Anblick nicht leiden. Sobald ein Bär einen Menschen in der Nähe sieht, läuft er ihm nach und zerfleischt ihn vom Kopf bis zu den Zehen mit den Fägen. Mehrere Rißwunden von

Bärentagen können verhängnisvoll werden. Man muß sich vergegenwärtigen, daß man einem Bären nicht dadurch entinnen kann, daß man auf einen Baum klettert; denn auch er kann klettern und verfolgt einen so lange von Ast zu Ast, bis er einen tötet.

Während der Regenzeit kann man nur sehr schwer erkunden, wo Bären sind. Es ist sogar unmöglich, auch nur die Spuren zu erkennen. Zwischen zwei Regenzeiten kann man ihre Fußtapfen leicht wahrnehmen, aber unmittelbar nach einem Regenguß etwas über die Natur eines Tieres durch Prüfung seiner Spuren aussagen zu wollen, ist völlig aussichtslos. Eine Gewißheit jedoch gibt es in der Regenzeit: Die Tiere sind in dieser Jahreszeit nicht so angriffsfähig wie sonst. Es ist ganz erstaunlich, wie sie sich vor Regen und Donner fürchten.

Einmal war ich mit meinem Vater in der tiefsten Abgeschiedenheit des Dschungels, als Regen und Donner über uns losbrachen. Es war zwei Uhr nachmittags, und plötzlich türmten sich die Wolken am Himmel auf, der Donner krachte, und das Waldinnere war finster wie zur Mitternacht. Bei dem Widerschein jedes Blitzstrahls sah ich rätselvoll forschende Augen auf uns gerichtet, als stellten sie Fragen an uns. Die überraschten, erschrockenen Tiere, die uns ansahen, heulten nicht und

wollten uns auch nicht angreifen. In ihren fragenden Augen lag keinerlei böse Absicht. Sie schienen sagen zu wollen: „Ihr seid also in derselben Gefahr wie wir. Da haben Kerle irgendwo eine große Kanone gefunden und schießen damit auf uns, und von ihren Fackeln zittern die Himmel. Da wahrscheinlich wir alle erschossen werden sollen, so wollen wir euch nicht angreifen, wenn ihr uns nicht angreift.“ Die Tiere sind zwar stumm, aber ihre Augen erzählen mehr Geschichten als wir mit unserem fortwährenden Gewäsch.

Der Regen und die Dunkelheit ergossen sich, als ob das Ende aller Dinge gekommen wäre. Es war sehr unheimlich, dieses Gefühl von nasser Dunkelheit. Mir war, als riebe ein ungeheurer schwarzer, bis ins Knochenmark durchnässter Panther seine Flanke an meinem Bein. Als der Wind durch den Wald blies, bebte dieses weiche Fell aus Finsternis, jedes einzelne schwarze Haar darauf sträubte sich und war naß.

Um etwa halb vier Uhr war der Sturm vorüber und der ganze Dschungel hell von dem Licht der Nachmittags-sonne, die sonst nur fahl in das Dickicht des Waldes inneren drang. Plötzlich hörten wir einen sonderbaren Brummlaut, so als ob eine Million Bienen irgendwo ausschwärmt.

„Ein Bär ist vor uns!“ rief mein Vater. „Er sucht Honig, aber er kommt zu früh. Es müssen noch vierzehn Tage vergehen, bis die Waben wieder voll sind. Er muß sehr hungrig sein, sonst würde er warten. Gehen wir ihm aus dem Wege!“

Das Brummen des Bären kam näher und näher. Wir zogen uns in entgegengesetzter Richtung zurück, dennoch rückte er immer näher. Plötzlich sagte mein Vater: „In einer Minute hat er uns. Wir müssen uns sputen.“

Wir liefen mit dem Wind; denn wir wollten nicht, daß der Bär Bitterung von uns bekam. Auf einmal verstummte der Lockruf des Bären, und wir wähten uns gerettet. Da hörten wir nicht weit von uns das Summen von Bienen. Wir sahen uns um, konnten aber nichts entdecken. Wir suchten, und siehe da, der Bär saß über uns auf einem Baum und fraß Honig aus einer Wabe. Die Bienen waren auf dem Heimweg, und ihr Summen wurde desto lauter, je näher sie kamen.

„Wenn uns der Bär nicht tötet,“ sagte mein Vater, „stechen uns die Bienen zu Tode.“

Daher machten wir uns verstoßen fort. Mein Vater begann das Summen nachzuahmen, um die Bienen von

dem Bären abzuhalten, der uns nichts anhaben konnte, so lang er Honig fraß; er sumnte aber nicht laut genug, um die Bienen zu uns herüberzulocken. Einen Augenblick ließ mein Vater das Summen sein und lauschte. Wir hörten den Bären brummen und wußten, daß ihn die Bienen entdeckt hatten und ihn peinigten. Da kletterten wir schnell auf den nächsten Baum und paßten. Ein paar Minuten später fiel der brummende Bär mit einem Plumps auf die Erde und floh in den Dschungel, um mit Aufbietung aller Kräfte seinen Rüssel vor dem erzürnten Schwarm zu retten.

Daraus ist zu ersehen: Kann man die Nähe eines Bären nicht durch einen Ameisenhaufen nachweisen, so kann man sie durch die Prüfung der Honigwaben in den Bäumen feststellen; denn der Bär kann niemals an Honig vorübergehen, ohne ihn zu fressen.

Außer dem Summen der Bienen konnte mein Vater noch viele andere Geräusche nachmachen; er lehrte mich sie, und sie waren uns sehr nützlich. So zum Beispiel konnten wir uns gegenseitig anrufen, indem wir den Schrei des wilden Pfaus gebrauchten. Wir wählten diesen Schrei erstens, weil er sehr laut und deutlich ist, und zweitens, weil es nicht sehr viele Pfauen gab; daher

Meine Erziehung

war eine Verwechslung ihrer Rufe mit unseren weniger wahrscheinlich. Aber die Dinge gerieten manchmal doch durcheinander.

Einmal rief ich meinen Vater aus einem Baumwipfel an, aber statt der Antwort meines Vaters auf meine Rufe erschien ein riesiges Pfauenmännchen, stolzierte umher und suchte sein Weibchen. Ich rief daraufhin noch etwas in der Pfauensprache. Er sträubte den Schwanz, spreizte den Fächer und lugte starr nach seinem Nebenbuhler aus; denn offenbar gab ich nicht den Ruf des Pfauenweibchens, sondern des Männchens wieder, die Herausforderung eines anderen Männchens, das um ein Weibchen kämpfen will.

Mein Vater und ich kamen überein niemals Pfauen zu töten. Wir brauchten sie in unserem Wald zu anderem Zweck als ihres Federschmucks wegen. Pfauen fressen Schlangen, und da mein Vater und ich viel Zeit auf Bäumen zubrachten, war es ratsam, Pfauen um sich zu haben, die die baumkletternden Schlangen vertilgten. Es ist sonderbar, aber die Schlangen merkten nie etwas von der Nachbarschaft der Vögel, und dies gereichte ihnen zu schwerem Nachteil. Es bewies auch — ich hatte mir's immer schon gedacht —, daß die Schlangen keinen Geruchssinn haben. Nebenbei bemerkt, haben Pfauen die

Eiger sehr gern; aber davon werde ich ein ander Mal erzählen.

Um aber zu dem Vogel zurückzukehren, den ich durch meinen Ruf angelockt hatte: Er und ich saßen im Geäst des gleichen Baumes, er oben, ich unten. Der Bursche hockte ganz still und faltete seinen Federfächer lautlos zu einem langen, dicken Schweif zusammen. Er hatte sich augenscheinlich besänftigt. Ich schickte mich an, hinunter zu klettern und meinen Vater in einer anderen Richtung zu suchen, als ich, gerade im Augenblick meines Ausbruchs, hinter mir Flügelschlagen hörte, dem ein fürchterliches Zischen folgte. Ich sah hinauf und konnte in dem rasch verbleichenden Licht des Nachmittags wahrnehmen, daß die Pfauenfüße mitten auf dem Leib einer Schlange standen; ihr aufgereckter Kopf war gegen den Pfau gerichtet, während er den seinigen bis zu voller Halslänge zurücknahm. Sie sahen aus wie zwei Schlangen aus verschiedenen Arten. Die Schlange sah aus wie ein Pfau, den man der Federn und Farben beraubt hat, und der wütende Pfau wie eine in leuchtendem Smaragdgrün prangende Schlange; denn er bewegte den Schnabel genau so rück- und vorwärts, wie die Zunge im Schlund der Schlange ein- und ausging; und das geschah so schnell wie das Züngeln einer Flamme.

Sowohl der Pfau als auch die Schlange hielten die Köpfe hoch aufgerichtet. Die Schlange suchte ihre Schäddecke vor dem wuchtigen Pfauenschnabel zu schützen; denn dorthin schlägt der Pfau und spaltet so der Schlange den Kopf. Jedes Mal wenn der Pfau die Schlange in den Kopf zu beißen suchte, wandte sie ihn weg, so daß der Pfau das Ziel verfehlte. Aber durch den Schwung, den die wiederholte Bewegung des Vogels hervorrief, stieß sein Kopf immer tiefer hinab. Mit jeder wiederkehrenden Gelegenheit bemühte sich die Schlange, den Pfau ins Auge zu beißen. Dann wich der Vogel seinerseits mit einem heftigen Geräusch aus, wie wenn Seide zerrissen und geschlickt wird.

So ging der Zweikampf weiter, aber das Schicksal hatte die Schlange zur Niederlage verurteilt. Da der Pfau mitten auf ihrem Leibe stand, unterband er ihr durch sein Gewicht den Kreislauf des Blutes. Auch gruben sich die Pfauenkrallen ständig tiefer und tiefer in die Schlange ein. Ich merkte, daß sie nur noch den Kopf zurückzog, wenn der Pfau zuschlug, und keine Anstrengung mehr machte ihn zu beißen.

Unvermutet unternahm die Schlange einen neuen Angriff und wollte den Pfau in die untere Partie des Beines beißen. Bevor sie es aber tun konnte, traf sie der

Pfau gerade auf die lebensgefährliche Stelle im Genick, der Schlangenleib fiel seitwärts hinunter, hing vom Ast und bewegte sich nur noch zwei oder drei Mal hin und her.

Der Pfau hatte sich zu seiner Schlangenhahzeit gesetzt, da hörte ich die Stimme meines Vaters mir von weitem das Pfauensignal geben. Ich war stolz darauf, daß ich mich nicht narren ließ, obschon ein solcher Ruf den Pfau selbst genarrt hatte. Ich konnte sagen, daß der Ruf von einem Menschen stamme, trotzdem mein Vater ein so geschickter Schallnachahmer war.

Ich bin aber durchaus noch nicht am Ende unserer Erfahrungen bei der Verfolgung von Bären angelangt. Außer der Verfolgung der Spur mit Hilfe von Ameisenhöfeln und Honigwaben gibt es noch ein drittes Mittel sie zu finden. Im Spätfrühling werfen die Mahulabäume ihre honigsatten Blüten ab, die auf die Erde fallen und in der Sonne rasch zu gären anfangen. Abends kommt der Bär daher, frist die Blüten, die den ganzen Tag im Grase gelegen haben, wird berauscht und legt sich alsbald unter den Bäumen schlafen.

Gegen Morgen wacht er auf und tritt heim. Streift man nun in den Morgenstunden im Dschungel umher, so achtet man auf die Mahulabäume, unter denen man

gewöhnlich den Körperabdruck des Bären auf dem Boden findet. Ist der Bär nicht berauscht, so hat er einen leichteren Schlaf und hinterläßt keinen starken Körperabdruck im Grase. Hat er aber von den Mahulablüten gefressen, so versetzt ihn die Vergiftung, die dem Schmaus folgt, in einen so schweren Schlaf, daß sein Körper beinah so steif wie im Tode wird. Sein Gewicht verursacht dann einen tiefen Abdruck auf dem Boden.

Wenn wir im Frühling auf die Jagd gingen, sah ich mich allmorgendlich nach solchen Abdrücken um, die wir auch häufig unter den Bäumen fanden und durch die wir unseren Kurs bestimmten. Wenn wir den Bären ausweichen wollten, gingen wir den Mahulabäumen aus dem Wege.

Es gibt zwei Arten von Bären: die einen fressen Fleisch, die anderen nicht. Der fleischfressende Bär hat eine bestimmte Körperausdünstung, an der man seine Nähe feststellen kann, während der pflanzen- oder ameisenfressende Bär einen so schwachen Geruch von sich gibt, daß er als Warnungszeichen wertlos ist; denn man nimmt ihn erst wahr, wenn man nur noch höchstens vier Ellen vom Bären entfernt ist. Indessen ist der nicht-fleischfressende Bär nicht so gefährlich, auch weicht er einem möglichst aus.

Niemals fressen Bären Menschenfleisch, aber der fleischfressende Bär ist so grausam, daß er ein menschliches Wesen schon umbringen möchte, wenn er es nur erblickt. Sobald ein Bär angefangen hat Fleisch zu fressen, bekommt er eine wilde Grausamkeit, die die nichtfleischfressenden Bären nicht haben. Das gleiche ist der Fall bei gewissen Affenarten und bei vielen anderen Tieren. Da wir diese Erfahrung in der Natur durch die verschiedensten Beispiele bestätigt fanden, waren mein Vater und ich strenge Vegetarianer, und Menschen konnten wir stets durch ihre bezüglichen Ausdünstungen unmittelbar in Fleischesser und Pflanzenesser unterscheiden.

Ich habe so ausführlich von Bären gesprochen, weil unser Lebensunterhalt in beträchtlichem Maße von ihrer Erlegung abhängig war. Auf den fremden Märkten wurden Bärenfelle sehr begehrt. Für meinen Vater war es bald ein leichtes Geschäft; denn für einen Mann von seinen starken Nerven war die Bärenjagd beinahe nur ein Kinderspiel. Der Bär stellt sich unerschrocken der Kugel, er richtet sich auf den Hinterbeinen zum Angriff auf, während andere Tiere, wie beispielsweise der Tiger, zu schnell springen, um ein leichtes Ziel darzubieten.

Eines Tages befanden wir uns auf einer Waldwanderung. Plötzlich — wir konnten uns nicht erklären,

wie — stießen wir auf eine Bärenhöhle. Kaum hatten wir sie entdeckt, so hörten wir auch schon brummen und knurren. Wir blieben stehen und sahen im Halbdunkel des Waldes eine ungeheure schwarze Masse auf uns zukommen.

Mein Vater befahl mir, mich hinter ihn zu stellen; ich tat es, bogte mich aber zur Seite, um beobachten zu können, was geschehen würde. Es hätte nichts genützt, auf die schwarze Masse zu schießen, weil sie so langes und dichtes Haar hatte, daß die Kugel von dem Körper abgeprallt wäre. Wäre es ein Tiger gewesen, so hätte man ihn in die Brust oder in den Rücken schießen und ihm die Wirbelsäule zerschmettern können; das ist manchmal leichter.

Obwohl wir aber an dem Geheul erkannten, daß es sich um einen Bären handelte, mußten wir doch warten, bis er näher war, und dies gab ihm einen großen Vorteil über uns. Sehr bald sahen wir das riesige schwarze Geschöpf anlaufen, aber mein Vater bewegte keinen Muskel. Ich glaubte, er wäre starr vor Schreck. Der Bär näherte sich uns immer mehr und mehr. Ich konnte fühlen, wie sich ihm das Haar vor Wut sträubte. Seine Augen glühten in rotbraunem Feuer, von seiner heraushängenden Zunge strömte Schaum, weißer Geifer.

Seine Zähne glänzten wie Messerflingen, und noch immer rührte mein Vater keinen Finger, um sich oder mich zu retten. Am liebsten hätte ich kehrt gemacht und wäre davongelaufen, aber die Füße waren mir schwerer als Blei, ich stand vor Schreck festgewurzelt an der Stelle, von Furcht gelähmt. Plötzlich sprang der Bär mit einem Satz hoch. Er stellte sich auf die Hinterbeine — er schien so schneller vorwärts zu kommen als auf allen vieren — und schlug mit der Vordertaxe zu, kaum zwei Ellen weit von meines Vaters Gesicht. Ich spürte, wie seine Krallen durch die Luft fegten. Er riß das Maul weit auf, in dem der weiße Geißer wie in einem Glutofen schäumte. Fast fühlte ich seinen weißglühenden Atem auf mir. Da fuhren wie von einem elektrischen Schlag die Hände meines Vaters in die Höhe, der Gewehrlauf stieß in das Glutofenmaul, und mit einem Donnerkrach ging der Schuß los. Blut spritzte in die Luft, und ein schauderhaftes Schmerzgeheul, der letzte Lebenslaut, ließ sich vernehmen. Ich sage „Lebenslaut“, weil ich die Augen geschlossen hielt; sehen konnte ich nichts mehr, ich konnte nur hören. Dann fühlte ich, daß mich mein Vater schützelte. Als ich die Augen öffnete, sagte er zärtlich: „Es ist unklug Furcht zu haben, lieber Sohn! Die Furcht tötet dich, lange ehe das, wovor du dich fürchtest, über dich

Kommt. Sieh, der Bär ist fast acht Fuß lang. Es ist ein Jammer, daß ich seinen Kopf nicht retten kann. Der Schädel ist kaputt. Wir müßten ihn jetzt abbalgen. Es wird aber dunkel; wir wollen lieber auf einen Baum steigen und bis morgen warten."

Während wir die Nacht auf dem Baume zubrachten, hielt der tote Bär unten Wache. Weil er dort lag, kam kein Tier an die Stelle. Der Tod hat eine merkwürdige Wirkung auf die meisten Tiere. Wenn einem Tier ein Artgenosse getötet wird, besucht es geraume Zeit den Schauplatz nicht.

Am nächsten Morgen stiegen wir hinab und balgten den Bären ab. Mit einer gewissen Überraschung bemerkten wir, daß kein Tier gekommen war, um von dem Kadaver zu fressen. Offenbar fraßen die Geschöpfe, die in jenem Teil des Dschungels lebten, niemals Bärenfleisch. Aus diesem Grunde fanden wir, als der Morgen kam, das Fell gänzlich unversehrt.



Fünftes Kapitel

Meine Erziehung wird fortgesetzt



Es gibt nur drei oder vier Tiere, die dem Menschen so gefährlich sind, daß er zum Schutz gegen sie ihre Gewohnheiten gründlich studieren muß. Da ist vor allem der Bär, dann der Tiger und der Leopard; aber die beiden zuletzt genannten sind nicht so gefährlich, wie man allgemein annimmt. Solang ein Tiger keinen Menschen gefressen hat, geht er nicht darauf aus Menschen zu töten, um sie zu fressen. Nur Leoparden greifen unser Geschlecht oft an. Daß sie es tun, daran ist schier nur unsere Angst schuld. Eine einzige Kostprobe von Menschenblut macht ihnen noch nicht, wie dem Tiger, Appetit auf mehr. Jedoch greifen Leoparden Kinder an; das ist ihr schlimmster Zug.

Tiger sind angeblich tapfer, aber auch sie greifen oft nur aus reiner Angst an. Dasselbe gilt von den Pantheren.

Ich habe euch schon erzählt, daß schweifende Tiger und Leoparden im Busch Zeichnungen von bestimmtem Muster zurücklassen. Wenn ein Tiger passiert, ist die Zeichnung im hohen Gras streifenförmig. Passiert ein

Leopard, so zeigt die Zeichnung die Form von Kinderhänden, die sich gegen- und auseinander bewegen, also genau das Fleckenmuster auf seinem Körper. Die Verschiedenheit der Zeichnungen ist auf die verschiedene Gangart dieser beiden Tiere zurückzuführen. Jemand, dessen Augen auf kleinste Einzelheiten scharf achten gelernt haben, begreift diese Dinge frühzeitig.

Wie können aber wir, die Durchschnittsmenschen, sie im Dunkeln erkennen? Das ist das schwierigste Problem für den Dschungelbewohner. Wie kann man die Annäherung des Feindes wahrnehmen, wenn man nichts sieht, wenn einem kein Wind die Bitterung zuträgt? Da gibt es keinen Ausweg; man ist ganz und gar von seinem Instinkt abhängig.

In dieser Beziehung hatte mein Vater die außerordentlichste Begabung. Wenn er die Nähe eines wilden Tieres fühlte, stieg er mitten in der Nacht von unserem Baum hinunter und setzte sich auf die Erde, mit dem Rücken gegen den Stamm, so daß er von hinten nicht angegriffen werden konnte. Ich saß auf seinem Schoß, er, das Gewehr an die Lende gepreßt, besang den Mond. Dadurch stärkte er unseren Mut und trieb er das Tier aus dem Versteck. Eines Nachts saßen wir auf einem Baum, als mein Vater plötzlich sagte:

Meine Erziehung wird fortgesetzt

„Ich möchte singen. Steigen wir hinunter, und machen wir's uns auf dem Waldboden bequem.“

Schläfrig antwortete ich: „Warum singen wir nicht hier oben?“ Er entgegnete: „Das geht schwer. Man muß bequem sitzen, wenn man gut singen soll. Komm! Fürchtest du dich?“

„Nein!“ antwortete ich.

„Dann wird uns kein Tier angreifen“, versicherte mir mein Vater.

Wir kletterten hinab und ließen uns mit dem Rücken gegen den Stamm nieder. Und mein Vater sang:

„Der Mond sammelt Stille mit silbernen Händen.“

„Der Mond sammelt Stille mit silbernen Händen.“
Wieder und immer wieder.

Er phantasierte lange über dieses Thema, dann nahm er ein anderes auf:

„Gott spielt mit seiner Schöpfung in den heimlichen Stunden der Nacht“, und als er zum Crescendo des Liedes überging, legte er plötzlich das Gewehr an und schoss. Wir hörten einen schrecklichen Schrei, der die mondhelle Stille zerriß. Dann wurde das Heulen zu einem wilden Brummen, und das Brummen kam näher und näher, dem langgezogenen Fauchen einer Schlange vergleichbar.

Mein Vater schoß noch einmal, dann wartete er. Es war kein Laut zu hören. Mein Vater legte das Gewehr nieder und sagte ruhig:

„Nun ist der bejahrte Tiger tot, kein Tier wird uns heute nacht mehr stören. Wir wollen weitersingen.“ Und wir sangen.

Am nächsten Morgen merkten wir übrigens, daß es kein Tiger, sondern ein sehr großer schwarzer, baumfletternder Panther gewesen war.

„Vater,“ fragte ich, „wie konntest du wissen, daß ein Panther in der Nähe war und wohin du im Dunkeln zielen mußtest?“

Er erwiderte: „Wenn die Sonne scheint, siehst du auf dem Boden den Schatten des Baumes. Du mußt lernen, den Schatten eines Lauts zu hören, wenn er durch den Wald tönt.“

Als wir eines Morgens früh in den Dschungel kamen, rief mein Vater aus: „Schau! Vor uns ist ein Tiger! Sieh nur dort, wo er ging, die Zeichnung des Taus“ auf dem Grase!“

Es war so. Überall dort, wo die Tautropfen von dem Gras weggewischt waren, war das Streifenmuster. Zuweilen fanden wir, als wir dieser Spur folgten, einen

Meine Erziehung wird fortgesetzt

kreisrunden, völlig trockenen Fleck von einem Fuß Durchmesser. Mein Vater sagte:

„Hier schlug er immerzu mit dem Schweif um sich und segte im Kreise den Tau vom Gras.“

An einer Stelle war das Gras so fest niedergedrückt, als ob jemand einen Korb daraufgestellt hätte. Mein Vater erklärte mir das so:

„Hier grub der Tiger den Kopf in den Tau und wartete mehrere Minuten, um sich abzukühlen.“

Im Nu zog er genau den Umriss des Tigerschädels auf dem Grase nach, dort, wo der Tau verwischt war.

„Wir sollten diesen Weg lieber nicht gehen“, bemerkte ich. „Möglicherweise ist er vor uns.“

„Nein, du Furchtsamer,“ gab mein Vater zurück; „er ist nicht vor uns. Er ruht auf seinem Lager aus. Überdies ist er sehr satt. Er wird niemand behelligen.“

„Wie kannst du dessen so sicher sein?“ fragte ich wieder. Mein Vater antwortete:

„Er hat sein Bad im Tau wie ein König genommen, und wenn ein König bekümmert oder ein Tier hungrig ist, so gibt sich keins von beiden einer Schwelgerei hin.“

Kaum waren wir aber einige hundert Schritte weitergegangen, so hörten wir leises Knurren. Wir blieben

stehen. Dann knurrte es zum zweiten Mal aus größerer Entfernung und ein drittes Mal aus noch größerer. Da bemerkte mein Vater:

„Seine Majestät hat die Ruhestätte noch nicht erreicht und ermahnt jedermann, sich in respektvollem Abstand zu halten.“

„Er wandelt sehr langsam“, sagte ich.

Plötzlich begann mein Vater leise zu sprechen, und die folgende Unterhaltung zwischen uns wurde nur lispelnd und durch Zeichen geführt. Jäger, und besonders Leute, die so viel zusammen waren wie mein Vater und ich, haben eine vollkommen ausgebildete Zeichensprache.

„Er hat sich so vollgefressen, daß er übermütig geworden ist“, sagte mein Vater. „Es ist ihm gleichgültig, ob ihn jemand sieht, und er fragt nichts danach, ob wir ihm etwas tun wollen. Er ist in sehr anmaßender Laune. Daher müssen wir seine Majestät achten und dürfen ihn nicht herausfordern.“

Sogleich kehrte ich um.

„Du das nicht“, flüsterte mein Vater. „Er hört es.“

„Wie?“ hauchte ich zur Erwiderung, „hört er meine Schritte, wenn ich mich ganz leise von ihm entferne?“

„Sein Gehör ist sehr scharf. Er wird glauben, daß er uns Angst gemacht hat, wird uns verfolgen und töten.“

Bleibe ruhig stehen, bis er so weit weg ist, daß er nicht mehr wahrnehmen kann, wohin wir gehen."

So blieb ich denn stehen, wo ich war, und mein Vater stand hinter mir und suchte nach den Spuren des Tigers.

Daraus könnt ihr ersehen, daß man sich auf seine Augen mehr als auf alles andere verlassen muß, wenn man den Weg erkennen will, den ein Tiger gegangen ist. Wenn man aber einem ganz nah ist und der Wind von ihm kommt, ist es leicht zu sagen, wohin er geht. Auch kann man, wenn man ein scharfes Gehör hat, seinen Aufenthaltsort feststellen. Ist man in einem Dschungel, in dem man keine Fußspuren von Antilopen, Hirschen, Büffeln oder wilden Ziegen sieht, so kann man vollständig sicher sein, daß sich weder Tiger noch Leoparden in der Nähe aufhalten. Sie sind dort, wo ihre Opfer sind. Es gibt noch etwas anderes, was man nützlicherweise über den Aufenthalt von Tigern wissen sollte: Wenn man im Dschungel eine Quelle findet, so kann man sicher sein, daß nicht weit davon ein Tigerlager ist; denn der Tiger säuft viel Wasser und wählt für sein Lager stets einen Ort, von dem er leicht zu einer Trinkstelle gelangen kann.

Ich erinnere mich, daß mein Vater und ich eines Tages an eine Quelle kamen. Wir waren beide sehr er-

hißt und müde und dem Verdursten nah. Kaum hatten wir ein paar Schluck Wasser getrunken, so hörten wir ganz in unserer Nähe ein schläfriges Grunzen. Wir sahen uns ein wenig um und fanden bald zwei Tigerjunge. Sie fürchteten sich sehr und zogen sich scheu vor uns zurück, dann duckten sie sich und preßten die Bäuche fest an die Erde. Noch einmal hörten wir ein Grunzen, schläfrig, aber deutlich. Mein Vater sprach: „Gehen wir weiter!“

Die Jungen liefen uns ein ziemliches Stück nach. Wir hätten sie gern gefangen, aber wir wußten, daß die Alte jetzt ganz wach war und sich auf uns stürzen würde, wenn ihre Kinderchen den leisesten Schrei von sich gäben. Das merkwürdigste war aber, daß eines der Jungen nunmehr herankam und an mir heraufsprang, wie ein Schoßhündchen an seinem Herrn. Seine Krallen zerrissen mir den Leinenkittel und zerkrakten mir die Haut, und in meiner Verblüffung gab ich ihm einen Schlag mit der Hand. Es winselte ein bißchen, und sofort stand die Tigerin von ihrem Lager auf.

„Hinauf auf einen Baum! Sie kommt“, flüsterte mein Vater.

Es konnte kein Zweifel sein — sie kam wirklich! Wir waren noch nicht richtig auf dem Baum, so sahen wir

auf eine Entfernung von ungefähr fünfzehn Fuß die alte Tigerin schon kommen. Sie war ein prächtiges Geschöpf, etwa sieben Fuß lang, den Schwanz nicht mitgerechnet. Sie machte lange Schritte und sah wild nach ihren Jungen. Winselnd liefen diese zu ihr und drückten sich zärtlich an sie. Aber plötzlich gab sie dem Kleinen, das an mir hinaufgesprungen war, einen Klaps und wusch es sodann — sie leckte es mit der Zunge rein. Wie in aller Welt sie wußte, welches von beiden mich angefallen hatte, vermag ich nicht zu sagen. Nachdem sie aber fort waren, sagte mein Vater zu mir:

„Sahst du, wie die alte Dame jenes Junge ableckte?“

„Ja“, erwiderte ich. „Warum tat sie das?“

„Dort, wo deine Hand es berührt hat, haftete Menschengeruch an seinem Leibe. Deshalb leckte sie es, um den Schandfleck von ihm abzuwaschen.“

„Es wäre klüger, von dem Baum hinunterzuklettern und zu verschwinden,“ meinte ich, „weil uns die Gestreifte sicherlich heute nacht hier suchen wird. Sie weiß, wo wir uns versteckt haben.“

Als wir von dem Baum herabgeklettert waren und uns entfernten, sagte mein Vater zu mir: „Berühre nichts, mein Sohn! Was du auch berührst, behält die Spur und den Geruch deiner Hand minutenlang, manch-

mal auch stundenlang, und Tiere können einen Menschen mit Hilfe der Erinnerungsmerkmale ausspüren, die er zurückläßt."

Die meisten Tiere vermeiden es irgendwo anzustreifen; denn alles, womit sie in Berührung kommen, behält eine Art Zeichen oder Marke von ihnen und gibt ihren Feinden einen Hinweis. Und das, wovon sie selbst berührt werden, verrät anderen Tieren ihren Aufenthalt. Jedes Dschungelgeschöpf hinterläßt im Gehen eine Spur im Gras und an den Sträuchern, mit denen es in Berührung kommt, und dies ist für den Tiger oder Leoparden eine deutliche Fährte. Glücklicherweise läuft die Antilope so leicht und so schnell, daß jede Spur von ihr zu schwach ist, um dem Tiger etwas zu nützen, weil er nicht so schnell wie die Antilope laufen kann.

Das Hochwild läßt bloß bei zwei Gelegenheiten in der Wachsamkeit nach — und bei diesen Gelegenheiten wird es gewöhnlich getötet. Die eine Gelegenheit ist, wenn es trinkt. Deshalb werden die meisten Hirsche an den Schöpfstellen getötet. Die andere Gelegenheit ist die Zeit, wenn es äst. Das Hochwild hat eine große Vorliebe für eine bestimmte Gräserart, die an manchen Stellen des Dschungels wächst, gewöhnlich an Flußquellen. Wenn wir uns zuweilen in einem Baum verbargen und in der Nähe sol-

cher Stellen auf einen Tiger lauerten, erschien ein Bock und äste unter uns. Zuerst war er sehr wachsam und lauschte beim Fressen mit einem Ohr windwärts und mit dem anderen nach der entgegengesetzten Seite. Allmählich wurde er weniger vorsichtig und stellte beide Ohren dem Wind entgegen. Und bald tat er auch das nicht mehr. Hierauf hob er zuweilen nur noch die Nase, um in der Luft zu sichern, und wenn ihn kein Geruch schreckte, fraß er weiter, weil ihn der Hunger und das saftige Gras die Gefahr vergessen ließen. Siemlich rasch kam dann aus der dem Wind abgekehrten Richtung ein Tiger. In einem Augenblick war er auf dem Bock, dessen Rückgrat wie ein Zweig zerbrach, den ein Kind abreißt — ich konnte es knacken hören.

Eines Tages, gerade nachdem ein Tiger einen Bock getötet und ein paar Bissen von Hals und Brust gefressen hatte, stieg mein Vater mit dem Gewehr hinunter. Er blieb etwa zwölf Ellen von dem Tiger stehen und klatschte in die Hände. Der Tiger, der seine Annäherung nicht bemerkt hatte, weil er, wie vorher der Bock, hungrig war und eifrig fraß, richtete sich mit einem Sprung auf. Er war überrascht, daß mein Vater so nah von ihm in die Hände klatschte, riß den Kachen auf und brüllte zornig. Mein Vater gellte einen Kriegsruf zurück: „Ho ho, ho

ho, ho ho!" Es war ein unirdisches Gelärme, das den Tiger zum Schweigen brachte. Jeder Muskel seines Leibes wurde starr wie Stein. In diesem Augenblick hörte ich die Flinte knallen. Der Tiger sprang zwei Fuß hoch in die Luft, fiel auf den Rücken, rollte auf die Seite und blieb regungslos liegen. Es war keine Zeit mehr, vor der anbrechenden Dämmerung beide Kadaver abzuhäuten. Wir entschlossen uns daher, nur das Tigerfell in Sicherheit zu bringen, weil es wertvoller war, banden den Körper an einen Strick und zogen ihn auf den Baum hinauf, wo er die Nacht über bleiben sollte. Unter uns tobten bis zum Morgen zwischen all den kleinen Tieren Schlachten über dem erschlagenen Bock. Zuerst kamen die Füchse, dann die Schakale und schließlich ein paar Hyänen, und so ging das die ganze Nacht. Ein niederträchtiger Schmaus gieriger Geschöpfe!

Nicht lange darauf sagte mein Vater, es sei nun Zeit für mich, etwas über die Elefanten zu lernen. Ich war entzückt; denn von den Tieren des Dschungels sind sie die flügsten.

Elefanten haben bekanntlich keine Hufe oder Klauen, ihre Füße sind vielmehr dick gepolstert mit einer Art Gummiabsatz aus halb abgestorbenem Fleisch. Ein so

schweres Tier wie der Elefant würde sich die Knochen brechen, wenn er nicht Rissen an den Füßen trüge, und die Beine würden ihm unter seinem Körpergewicht einknicken. Daher hat ihn die Natur mit einem solch dicken, schweren, federnden Rissen ausgerüstet. Er geht auf Gummiabsäken, und kein Nerv in seinem Leibe regt sich. Ihm ist sehr wohl, viel wohler als den Menschen, die Schuhe mit Gummiabsäken tragen.

Legt man das Ohr an die Erde, so kann man erfahren, ob eine Elefanten- oder eine Büffelherde in der Nähe ist. Ist die Büffelherde sehr groß, so hört man eine Art Schleifen, als ob sie mit ihren Hufen das Gras schnitten. Ist aber eine Elefantenherde auf dem Marsche, so klingt es, als presse man einen Löschker auf ein tintennasses Blatt Papier. Wenn eine Herde von siebenzig oder achtzig Elefanten wandert, merkt man es an dem leichten Beben der Erde; es ist eine Meile im Umkreis deutlich wahrzunehmen. Mein Vater lehrte mich, wie man auf diese Weise den Aufenthaltsort von Elefantenherden aufkundschaftet.

Dann ereignete sich eines Tages etwas Seltsames, das erste Kapitel einer neuen Geschichte und der Beginn meines größten Abenteuers.

Die Ohren an den Boden gepreßt, horchten wir auf das Kommen und Gehen von Elefanten. Es schienen aber zwei Herden zu wandern, die eine in der Richtung zu uns, die andere von uns fort. Die Geräusche verwirrten sich, wir wußten nicht, welche Richtung wir eigentlich einschlagen sollten.

Siemlich bald hörten wir das vertraute Knacks! Patsch! Knacks! von oben. Wir schauten empor; wahrhaftig, etwa zwanzig Ellen entfernt sahen wir Elefantenrüssel Zweige und Äste abreißen. Die Bäume zwischen ihnen und uns waren nicht groß genug, um uns zu schützen. Wir sprangen auf und standen. Mein Vater sagte:

„Lauf nicht fort, fürchte dich nicht! Wir werden schon einen Ausweg finden.“

Da gewahrte uns der Elefantenbulle und stürzte mit lautem Trompeten auf uns los. Ein anderer Elefant folgte ihm.

„Lauf gerade aus,“ rief mir mein Vater zu, „und verbirg dich hinter jenem ersten dicken Baum!“

Zuerst wollten wir nicht schießen, weil es nicht klug ist Elefanten zu töten. Als Art sind sie fast ausgestorben, und da sie gefangen und zu Arbeitstieren gezähmt werden können, ist ihre Vernichtung eine Vergeudung von

wertvoller Arbeitskraft. Jetzt war es zum Gebrauch des Gewehres auch zu spät. Die ungeheure schwarze Masse des Elefanten stand vor uns. Es schien den sicheren Tod zu bedeuten. Die Erde bebte unter seinen zornigen Tritten. Er war gegen uns im Vorteil, wie der Blitz gegen den Wind im Vorteil ist. Wir konnten nicht so schnell laufen wie er.

Plötzlich wurde hinter ihm der andere Elefant sichtbar. Er stürmte an dem Bullen vorbei, machte kehrt und stand nun zwischen ihm und uns; so hielt er den Angriff auf halbem Weg auf. Der Zusammenprall war schrecklich. Wir konnten sehen, wie der alte Bulle dem anderen Elefanten die Stoßzähne in den Leib rannte. Der zweite bekam einen Stoß vorwärts, aber schon war die ganze Herde aufgehalten, und wir hatten Zeit, weiter fort zu einem besonders dicken Baum zu laufen und uns in seinen Ästen zu verstecken.

Nun war ein großes Durcheinander in der Elefanten-schar. Sie nahmen dem jungen, starken Elefanten sein Dazwischentreten, das zwei Menschen vor der Herde gerettet hatte, sehr übel; denn die Menschen sind die alten Feinde der wilden Elefanten. Wir konnten sehen, daß sie Kriegsrat hielten, und daß eine Debatte stattfand.

Siehe, da ich scharf aufpaßte, bemerkte ich, daß der Elefant, der uns das Leben gerettet hatte, auf der Stirn ein Zeichen trug; ein vertrautes Zeichen. Blikartig erstand vor mir das Bild einer schlammigen Niederung, eines kleinen Dorfes und eines Trupps toll gewordener Elefanten, die in vollem Lauf von einem aus ihrer Mitte aufgehalten wurden. Das Wunder hatte sich jetzt wiederholt, und sicherlich durch denselben Elefanten. Dieses Mal hatten aber die anderen Mitglieder der Herde keine Angst, und unserem Befreier sollte übel mitgespielt werden.

„Vater!“ keuchte ich, „ich habe diesen Elefanten, den mit dem Zeichen, schon einmal gesehen.“

„Still, mein Sohn, ich weiß“, sagte mein Vater. „Warte noch, später erzähle ich dir, wer er ist. Vielleicht ist uns ein großes Glück widerfahren. Doch sieh nur, die Herde zögert“, fuhr mein Vater fort. „Sie ist unschlüssig, ob sie ihn strafen soll oder nicht. Sie dulden nicht, daß das Ansehen ihres Führers durch einen jungen Bullen erschüttert wird. Schau! Zwei Elefanten gehen auf ihn los; sie werden ihn züchtigen.“

Wahrhaftig, zwei Bullen gingen auf ihn los und bearbeiteten unseren Retter — den Elefanten mit dem weißen Zeichen auf der Stirn — so lange mit den Stoß-

zähnen, bis er blutend und erschöpft niedersank. Dann zog die Herde weiter, unten an unserem Baum vorbei. Elefanten sehen nicht, was über ihnen ist; wenn man also hoch genug klettern kann, ist man vor ihnen sicher, weil sie einen weder sehen noch wittern.

Als die Herde fort war, raffte sich der junge Geächtete mit den blutenden Flanken auf und ging ihr nach, wie ein Auswürfling, der sein schweres Geschick hinter den achtungswürdigen Mitgliedern der Gesellschaft einher schleppt.

Dann geschah etwas Ungewöhnliches. Als er unten vorüberging, flüsterte mein Vater ihm zu: „Kari! Kari!“ Der Elefant spitzte die Ohren, lauschte, schaute umher. Da er uns aber nicht fand, setzte er seinen Weg fort.

„Was sagtest du zu ihm?“ fragte ich. Mein Vater wollte aber nicht antworten. Da fragte ich zum zweiten Mal: „Was sagtest du zu ihm, Vater? Bundertäter! Kannst du auch einen Elefanten bezaubern?“

Als ob er aus dem Traume spräche, murmelte mein Vater: „Endlich, endlich ist er wiedergefunden.“

„Wer?“ schrie ich, immer aufgeregter und neugieriger.

„Kari, der Elefant,“ antwortete er schließlich, „Kari, den ich seit fünfzehn Jahren nicht gesehen habe, was sage ich, länger, zwanzig Jahre sind es, seit er fortlief. Bun-

der über Wunder!" fuhr er fort. „Welcher wohlwollende Gott hat uns Glück beschert?"

„O sprich nicht in Rätseln! Erkläre mir das, Vater", rief ich voll Erstaunen über seinen ungewöhnlichen Ausbruch. Endlich schien er wieder zu sich zu kommen und sich meines Daseins zu erinnern.

„Einst zog ein Knabe wie du", begann er nachdenklich, „einen Elefanten auf, und dieser Elefant hieß Kari¹⁾. Es war der wunderbarste Elefant; hoch begabt und ungewöhnlich gut erzogen. Er wurde weit und breit berühmt, und jeder prophezeite seinem jungen Eigentümer als Erzieher eines solchen Geschöpfes großen Lohn und Ruhm. Aber ach, als dieser wunderbare Elefant noch ganz jung war, wurde er von fleischiessendem, weintrinkendem Gesindel mißhandelt, und in seiner Wut und Tollheit verschwand Kari in den Wald. Ich hörte von ihm in unserer Stadt. Das war viele Jahre, bevor ich in diese Gegend kam. Und nun erkenne ich ihn wieder an dem Zeichen auf seiner Stirn. Er ist ein Menschenfreund! Er versuchte, uns vor dem Angriff seiner Herde zu schützen, und weil die Herde das nicht dulden wollte, wurde er bestraft. Es wird das Beste sein ihr zu folgen, und zu

¹⁾ Die Geschichte dieses wunderbaren Elefanten erzählt D. G. Mukerdschi in dem Buche „Kari der Elefant".

beobachten, wohin sie zieht. Wir dürfen sie nicht aus den Augen verlieren."

Nie hatte ich meinen Vater so aufgereggt gesehen. Wir folgten der Herde während der nächsten zwei oder drei Tage, in einem Abstand von etwa einer Meile. Am ersten Tag konnten wir dem Zug nach den Blutstropfen aus Kari's Leib auf dem Grase, drei Stunden folgen. Später mußten wir die Spur mit den üblichen Mitteln finden. Wir beobachteten die Zweige der Bäume. Wo Zweige und Äste acht Fuß über dem Boden abgebrochen sind, haben gewiß Elefanten gefressen. Zuweilen kamen wir an einen Fluß und folgten den Fußtapfen zum Wasser. Wir verfolgten sie nordwärts, bis sie im Hügel land verschwanden. Nach vielen beschwerlichen Wanderwochen sagte mein Vater schließlich:

"Es hat keinen Zweck mehr. Für dieses Jahr müssen wir die Jagd aufgeben. Für diesen Sommer ist die Herde fort, wir müssen bis zum nächsten Jahre warten; dann werden sie denselben Weg zurückkommen. Und dann werden wir auch den Elefanten Kari finden." Und mit der Ruhe, mit der der Orientale die Mißgeschicke des Lebens hinnimmt, verbannte er das Thema Kari aus der Unterhaltung und jedenfalls auch aus seinem Sinn. Ich aber war zu jung, um mich so zu beherrschen. Meine

Einbildungskraft war durch das plötzliche Erscheinen des langvermißten Elefanten und durch das geheimnisvoll verheißene Glück, das seine Gefangennahme nach der Andeutung meines Vaters bringen sollte, viel zu aufgeregt. Während meine Dschungelerziehung in den Herbst- und Wintermonaten weitere Fortschritte machte, träumte ich von dem verlorenen Elefanten, aber ich behielt meine Gedanken für mich.

Als ich in mein zweites Jahrzehnt trat, kannte ich die Gewohnheiten fast aller Tiere. Meine Schulung war hauptsächlich auf die Kenntniss der Gewohnheiten solcher Tiere beschränkt worden, die dem Menschen gefährlich werden können; denn ihr Verhalten ist nicht nur wichtiger, es ist auch schwerer zu lernen. Das Verhalten solcher Tiere zu erforschen, die dem Menschen nichts tun, war natürlich leicht; man kann sich ihnen ja gut nähern und mit ihren Gewohnheiten vertraut machen.

Zum Beschluß dieser Geschichte von meiner Dschungelerziehung will ich eine Erfahrung mit Tieren beschreiben, die — wie zum Beispiel die wilden Büffel — dem Menschen selten gefährlich werden, wenn man mit ihren Gewohnheiten ganz vertraut ist. Kommt man ihnen nicht

Meine Erziehung wird fortgesetzt

in den Weg und stößt man nicht mit ihnen zusammen, so belästigen sie Menschen nicht.

Oft stand ich einer Büffelherde an der Trinkstelle gegenüber, doch nie haben die Tiere einen Angriff auf mich gemacht. Aber ein Mal griffen sie meines Wissens einen Menschen an.

Ein paar wahnwitzige Leute kamen in den Dschungel, um Schaustücke für einen Tempel der Wissenschaft in einer fernen Stadt zu sammeln. Es waren Hindus und Engländer; alle aber hatten die eingewurzelte Grausamkeit der Sammler.

Sie sagten, daß sie ausgestopfte Tiere brauchten, um sie aufzustellen und den jungen Leuten zu zeigen, damit diese solchermassen über die Gewohnheiten lebendiger Tiere belehrt würden. Wir Dschungelleute hielten sie für gänzlich verrückt. Aber die Wege der Gelehrten sind schrecklich. Ob sie wirklich verrückt waren, weiß ich nicht.

Einer von diesen Herren brauchte eine Büffelhaut. Ohne sich im Dschungel auszukennen, zog er aus, um eine Büffelherde zu suchen. Eines Tages fand er eine an ihrer Trinkstelle. Sie war augenscheinlich auf der Wanderung und wollte sich einen anderen Aufenthalt wählen. Auf ihrer Wanderung kamen diese Büffel auch durch unseren Dschungel.

Büffel haben bestimmte Eigentümlichkeiten. Sie wandern in einer halbmondförmigen Linie, die Weibchen und die Jungen in der Mitte, der älteste Bulle als mittellster — er ist der kluge Führer — und die anderen Stiere an den Flanken und am Schluß. Die Stiere am Schluß sind Wachtposten und werden nach einer gewissen Zeit von den nächsten Bullen innerhalb der Linie abgelöst. Sobald sie eine Gefahr wittern, schließen sie die Linie, drängen die Hörner zusammen und warten. Ist die Gefahr vorüber, so ziehen sie weiter, und die Linie verlängert sich wieder. Zuweilen wird die Linie so lang, daß ein Stier den anderen nicht mehr sieht. Droht jedoch Gefahr, so brüllt der alte Bulle in der Mitte, und die Linie schließt sich von neuem. Manchmal kommen sie auf besonders saftige Wiesen; dann machen sie halt und grasen in Gruppen zu vier und zu acht, die jedoch bei dem leisesten Ruf des Führers aufgelöst und wieder zu einer halbmondförmigen Linie geschlossen werden.

Jener Präparatensammler nun — jener Mann aus einem Museum mit ausgestopften Tieren — hätte wissen sollen, daß man eine Büffelherde nie von vorn angreifen darf. Man muß sie von hinten angreifen, dann nimmt sie schnurstracks Reißaus und verschwindet im Dschungel.

Büffel sind wie Kühe; was sie nicht sehen, macht ihnen Angst. Das Unsichtbare ist für die meisten Tiere die Ursache der Angst, besonders aber bei Büffeln und Kühen.

Dies wußte der Präparatensammler trotz aller seiner Gelehrsamkeit offenbar nicht; denn als die Büffel ihre Trinkstelle verließen und dem Dschungel zuschritten, schoß er auf den Leitstier. Er verfehlte ihn, traf aber die nächste Büffelkuh. Der alte Bursche schnob und stampfte mit dem Huf zwei Mal auf die Erde. Wir sahen es von dem Baum, in dem wir uns versteckt hatten. Mit wütendem Grunzen ging der Stier los, die Herde mit ihm. Der Mann wollte zurückweichen, schoß und schoß und schoß. Bevor er einen Baum erreicht hatte, hinter dem er sich decken konnte, war die Herde über ihm. Er hatte den Bullen inzwischen erlegt, und nun warf sich die führerlose, gereizte und blindwütige Herde auf ihn und ließ ihn tot und zu Brei zertrampelt auf dem Boden liegen. Insgesamt hatte der Mann in zwei Minuten vier Bullen getötet; sie wurden von seinen Leuten in den Tempel der Wissenschaft geschickt, von wo er gekommen war.

Mit dieser Geschichte komme ich zum Schluß des ersten und wahrscheinlich wichtigsten Teiles meiner Erziehung. Nunmehr mußte ich in eine Schule, die man als Dschungelakademie bezeichnen könnte.

Sechstes Kapitel
Jagd und Wanderschaft

Als der Frühling kam, hoffte ich, daß wir endlich die Jagd nach dem geheimnisvollen Elefanten aufnehmen würden. Er war für mich das Sinnbild meines persönlichen Glückes geworden, und ich konnte nicht verstehen, warum mein Vater nicht bei der ersten Gelegenheit mit mir auf die Suche nach ihm ging. Auf meine wiederholten Fragen gab er aber keine Antwort. Schließlich sagte er: „Bist du ein Gott, daß du die Frucht am Baum in einem Tag zum Reifen bringen kannst? Die Gelegenheit, vorschnell ergriffen, ist unbedrücklicher als ein grüner Apfel.“

„Aber Vater,“ wandte ich ein, „woher weißt du, daß die Frucht noch grün ist?“ „Zumindest sind die Hand, die nach ihr greifen, und der Kopf, der für sie planen will, noch unreif“, sagte mein Vater und lachte ausnahmsweise.

Ich verstand, daß er meine Hand und meinen Kopf meinte, und war tief gekränkt. „Mein Vater,“ rief ich aus, „habe ich nicht elf Sommer und mehr gesehen?

Kenne ich nicht alle Tiere des Dschungels so genau wie ein Mensch seinen Bruder? Hat ein lebendes Geschöpf, angefangen von dem großen Gestreiften bis zu Rika-Badi, dem Pfauen, ein Geheimnis vor Hari?" schloß ich stolz.

„Freilich nicht, mächtiger Jäger du,“ antwortete mir mein Vater gütig; „aber es gibt ein Tier, das gefährlichste von allen, das du bis jetzt nur von bloßem Ansehen kennst. Es ist schrecklicher als der Leopard, gieriger als der Schakal, falscher als die Schlange und nährischer als der Affe. Es ist der Mensch! Geduld, Geduld, du Säugling, du gestern geborener! Habe Vertrauen zu deinem Vater! Ehe der Sommer um ist, magst du deinen Lohn ernten.“

Seither schwieg ich, weil ich davon überzeugt war, daß mein Vater einen bestimmten Grund für den neuen Lebensplan hatte, dem wir folgen sollten. Bisher hatten wir für uns selbst gejagt und die Felle an die Zwischenhändler verkauft, die aus der Stadt zu uns kamen. Nunmehr verließen wir unsere alten Jagdgründe und zogen ostwärts, wo den Fluß entlang die großen Märkte entstanden waren. Riesige Jagdgesellschaften drangen von dort aus in den Dschungel, und für diese Leute wollten wir als Führer tätig sein.

Bald war der Ruf unserer Geschicklichkeit so groß, daß die Jagdgesellschaften nur uns als Führer haben wollten. Die meisten Jäger waren Maharadschahs mit Gefolge; sie kamen auf Elefanten und jagten Tiger. Sie zogen in Scharen aus dem Osten stromaufwärts, mit glänzender Ausrüstung, mit Trupps von Elefanten, die an Ohr, Rüssel und Haupt prächtig bemalt waren, während die Elefanten, auf denen die Radschahs ritten, Goldschabracken und Perlenschmuck trugen. Auf ihren Nacken hockten die Mahauts, schneeweiß gekleidet, hinter den Mahauts ragten die goldenen Haudahs, in denen die Fürsten saßen, herrlich angetan mit edelsteinverzierten Turbanen. Alles in allem boten sie ein glänzendes und blendendes Schauspiel.

Mit ihnen kamen Haufen halbnackter Treiber mit großen Trommeln. Sie hatten die Aufgabe, sich paarweise und in Fächerform zu zerstreuen und das erschrockene Wild mit fürchterlichem Lärm den im Hinterhalt liegenden Jägern zuzutreiben.

Diese Leute brachten ganz neue Erfahrungen in mein Leben. Bisher hatte ich nur Dorfbewohner und Tiere gekannt. Nun kamen die Städter mit ihren eigentümlichen Sitten. Die menschlichen Wesen, mit denen ich seither zu tun gehabt hatte, waren nicht so freigebig und

sorglos wie die Fürsten, die jetzt zur Jagd kamen, aber jene besaßen eine gewisse natürliche Klugheit, die diesen ganz und gar fehlte. Zuerst überraschte mich das, aber mit der Zeit verging mir die Lust, den Grund dafür zu suchen; stillschweigend fand ich mich mit ihren Sitten ab, wie ich mich mit denen neuentdeckter Tiere abfand, deren Gewohnheiten ich erst studieren mußte.

Dem Bauer ist ein wildes Tier ein Sinnbild des Lebens. Mag das Tier harmlos, mag es gefährlich sein, gleichviel: dem Bauer ist das Tier ein Ausdruck dessen, was er selbst ausdrückt, des Lebens nämlich. Dank diesem besonderen Fühlen geben die Dörfler den Tieren Rosenamen. Sie nennen den Tiger, diese wildeste aller Bestien, den „gestreiften Bruder“, als wollten sie auf ihre rauhe, gefühlsmäßige, bäuerische Art ihre Verwandtschaft mit dieser Bestie betonen. Sie nennen den Elefanten den „Erhabenen“, und auch hierbei hat man die Empfindung, daß der bäuerliche Sinn für die Umwelt mehr Verständnis hat. Wer den Elefanten kennt, wird mir zugeben, daß er ein Geschöpf ist, massig wie ein nacktes Gebirge und dabei doch zart wie ein Insekt; ein Tier aber, das diese beiden Eigenschaften in sich vereinigt, ist ein Musterbeispiel des Lebens. Kein Wunder, daß es „Der Erhabene“ heißt.

Solche Namen vergleiche man nun mit den Namen, die das Stadtvolk den Tieren gab! Von dem Tiger redeten sie nie anders als von der „Beute“; von einer Sache zum Schießen! Den Elefanten nennen sie „Das Elfenbein“; denn nur das Elfenbein interessiert sie an Elefanten. Der Hirsch „Mriga“, dessen bäuerlicher Name „Die Scheue“ ist, ist für sie nur etwas zum Jagen, und der Name, den sie der Jagd geben, ist geradezu „Mrigaya“ nämlich: „Die Hekjagd“.

Für mich war der Unterschied zwischen Städtern und Landleuten nicht nur ein Unterschied der Gesinnung; es war auch ein Unterschied im Benehmen. Das Landvolk schien mir natürlicher und großherziger. Die Städter hatten freilich ein besseres Benehmen, sie waren aber nicht so großherzig, und keiner übertraf die Bauern in wichtigen Dingen.

Ein Beispiel: Ein Bauernbursche hinterläßt keine Fahrte aus Zeitungsblättern oder an einem Lagerplatz Holz, das noch brennt. Nicht die geringste Spur würde von ihm im Dschungel zurückbleiben, wenn er fort ist. Die anderen Leute aber lassen überall glühende Asche und sonst noch allerhand Abfall zurück, und zwar an den gefährlichsten Orten.

Nun bemerkte ich allmählich auch etwas, was mir früher nie aufgefallen war. Die Tiere und Menschen,

die mit der Natur leben, dürfen nicht nachlässig sein. Die Leute aber, die nicht mit der Natur leben, sind liederlich und sorglos. Sogar zwischen den gezähmten und den wilden Elefanten ist ein Unterschied. Man nehme z. B. einen Hund, der mit Menschen gelebt hat. Er ist nicht imstande seine Spuren zu verbergen, wenn er im Dschungel umherläuft. Ein Hund jedoch, der bei Bauern am Rande des Dschungels lebt, läßt keine Spur im Wald zurück; man kann ihn nicht nach den Abdrücken seiner Pfoten verfolgen. Auf das sorgsamste beseitigt er im Laufen jedwede Spur.

Als anderes Beispiel nehme man eine Kuh! Sie spaziert bei Nacht im Dorf herum, geht den Leuten in die Gärten und macht überall so viel Unrat hin, daß man in einer Sekunde Aufpassens und durch Prüfung ihrer Spuren weiß, wo sie sich die ganze Nacht herumgetrieben hat. Eine Kuh macht wirklich solchen Lärm, daß sie die halbe Nachbarschaft um den Schlaf bringt. Aber sogar im Schlaf kann man sagen, wo eine Kuh ist.

Man vergleiche mit ihr nun einen wilden Büffel! Obzwar er ein großmächtiges Tier ist, manchmal zehn Fuß lang, geht er so leise, wie ein Pfeil durch die Luft fliegt; viel mehr Geräusch macht er nicht. Nirgends beißt er zuviel Gras ab, damit ihn die Jäger nicht ent-

decken, wenn sie die Spur untersuchen, und in seinem Versteck töten. Nirgends macht er Unrat; weder beim Saufen noch beim Baden läßt er deutliche Merkzeichen zurück. Nicht einmal das Gras, das er mit seinem ungeheuren Gewicht niedertritt, behält lange den Abdruck seiner Hufe. Wenige Stunden, nachdem er fort ist, stellt sich das Gras wieder auf, und jede Spur davon, daß er dagewesen, ist verwischt.

So ruhig, so vorsichtig und so einfach ist das Kommen und Gehen der Tiere, die in der Natur leben, und dasselbe gilt für die Menschen, die ihr nahe stehen. Und warum? Weil die wilden Tiere geradezu ihr Leben aufs Spiel setzen würden, wenn sie Spuren hinterließen. Jeden Moment stehen sie den Urnotwendigkeiten des Lebens 'Aug' in Auge gegenüber. Sie wissen nicht, woher die Verfolger kommen; darum müssen sie flink und wachsam sein. Darum sind sie auch artig gegen ihre Umgebung.

Menschen in der Gemeinschaft dagegen sind verhältnismäßig sicher vor Gefahren, ebenso die Tiere, die mit ihnen leben. Daraus entspringt Unaufmerksamkeit gegen die Umwelt, in der sie sich bewegen, wie nicht minder ein Bewußtsein der Sicherheit, das ihre Sinnesschärfe halb abstumpft. Sicherheit erzeugt Schlamperei, Unsicherheit schafft Geschicklichkeit, Schönheit und Flinkheit.

Wenn also Städter zur Jagd kamen, brachten sie ihre Zelte, brachten sie ihre Elefanten und brachten sie ihre Trommeln mit.

Bohl hat auch der Dschungel seine Geräusche: die Vogelstimmen, das gelegentliche Brüllen des Tigers, das Röhren der Hirsche, das Schnattern der Affen und das Bellen des Fuchses. Dies Trommelwirbeln aber war der schlimmste Lärm, den ich je mein Lebenlang gehört hatte.

Die Jagdweise der Stadtleute war merkwürdig. Sich selbst setzten sie nur der kleinsten Gefahr aus, die Tiere aber der größtmöglichen. Das gehört zur Natur aller Wesen, die Angst haben. Aus allem ziehen sie Vorteil, sogar aus der Schwäche ihrer Opfer. Die Angst zerstört jeden Sinn für Ritterlichkeit und Anstand. Wir jagten zwar mit den Leuten aus der Stadt, aber gerne tat ich es nicht.

Allmorgendlich schickten sie uns auf Spurensuche. Manchmal liefen mein Vater und ich stundenweit, um zu erkunden, wohin die Tiere geflohen waren. Weitere sechs Stunden brauchten wir dann, um unsere Meldungen zurück ins Lager zu bringen. Diese merkwürdigen Jäger und auch wir selbst pflegten abends sehr früh schlafen zu gehen und morgens um etwa vier Uhr auf-

zustehen. Dann nahmen wir hastig unser Frühstück ein und brachen in der Richtung auf, wo wir am Tag vorher die Tiere gefunden hatten.

Die Jäger, manchmal zwanzig Mann hoch, ritten auf den Elefanten, die natürlich ihres prächtigen Sattelschmucks entkleidet worden waren und nur Strohmatrassen zum Sitzen trugen. Sie gingen nach der einen Richtung, wir mit den Treibern und Trommeln nach der anderen.

Wir pflegten paarweise, je ein Treiber mit einem zweiten Mann, in einer langen Linie von etwa fünfzig durch den Dschungel zu gehen. Wir trommelten im Takt und trieben die Tiere vor uns her. Zuweilen stießen wir ein langgezogenes, gellendes Geschrei aus, das von jeder der verschiedenen Treibergruppen aufgenommen wurde; dann erbebte der Dschungel von dem geisterhaften Ton menschlichen Geheuls. Auch das hatte seine Wirkung auf die Tiere. Sie liefen hierhin und dorthin und suchten Zuflucht, und natürlich just in der Richtung, die das Trommeln und Männergeschrei nahmen; sie wußten nicht, daß sie langsam den Flinten der Jäger zugetrieben wurden. Die armen Geschöpfe glaubten, aus dem schrecklichen Lärm in die Sicherheit zu fliehen.

Dann und wann gerieten wir, wenn wir die Tiere aus den Büschen und Verstecken hinaustrommelten, selbst in Gefahr. Des folgenden Zwischenfalls entsinne ich mich sehr deutlich. Ich war mit meinem Gefährten allein, da hörten wir plötzlich ganz in der Nähe ein Schnaufen aus einem hohen Gebüsch. Unsere Trommeln verstummten, als wir die Herausforderung des unsichtbaren Tieres vernahmen. Der Trommler wurde blaß, der Schreck verschlug ihm die Sprache. Er sah mich an und fragte mich mit den Augen, was für ein Geschöpf denn im Buschwerk grunze.

„Es ist ein Büffel“, sagte ich, „trommle nur weiter!“ Von neuem schlug er die Trommel, aber ihr Schall wurde übertönt von dem wilden Brüllen der in ihrem Versteck noch zaudernden Bestie. Mein Gefährte warf die Trommel fort, drehte sich auf dem Hacken herum und lief davon. Da stand ich nun verlassen, einem Ungetüm von Büffel im Herzen des Dschungels preisgegeben.

Nachdem sich mein Auge an die Düsterteit des Buschwerks vor mir gewöhnt hatte, erkannte ich sehr bald die zornigen Augen und langen Hörner des Tieres. Kein Zweig bewegte sich, kein Stämmchen zitterte auch nur so viel, um die leiseste Andeutung von dem Vorhaben des Büffels zu geben. Ich bückte mich und las die Schlägel

auf, die der Frommler auf die Erde geworfen hatte, bevor er davongelaufen war. Zwischen mir und jenem Vieh lag nur die Trommel, die ungefähr zwei und einen halben Fuß lang war. Sie sah mehr wie ein Faß aus, als sie so auf den Lagen lag; man konnte auf beiden Fellen trommeln und Lärm machen. Während der gespannten Stille, die sich auf uns gelegt hatte, bemerkte ich, daß der Büffel mich beobachtete, um zu erfahren, wozu ich mich entschließen würde, und daß er sich bereit hielt, mich anzugreifen und tot zu speißen.

Es war ein anstrengendes Studium von Gefühlen. Er legte sich eine Meinung von meinen Empfindungen und Absichten zurecht, ich suchte seine Gefühle mir gegenüber zu ergründen. Offenbar fürchteten wir uns alle beide, und jeder von uns war sich dessen bewußt. Was sollten wir machen? Er war entschlossen mich zu töten; ich konnte es an dem Funkeln des Hasses in seinen Augen erkennen. Ich besaß außer einem Messer keine Waffe.

Plötzlich senkte er das Haupt. Gleich darauf ging er gegen mich los. Ich schlug auf die Trommel mit einem fürchterlichen Bumm; er blieb starr auf dem Fleck stehen. Er steckte den Schädel jetzt aus dem Gebüsch heraus, ich konnte die Mähne unter seinem Kinn sehen und auch, daß, wenn ich mit meinem Messer irgendwohin stechen

sollte, ich gerade nach dem unteren Bartansatz an seinem Hals stechen mußte; und zwar mußte ich das sofort tun.

Die Trommel hatte zwei Trommelfelle und lag mit den Zargen zum Büffel. Meine Absicht war, mich bei dem einen Trommelfell niederzulassen, dann mit ausgestrecktem Arm auf das andere zu trommeln, damit er an dem Ende angriffe, von wo der Lärm kam. Inzwischen wollte ich ins Gebüsch entweichen. Was mich das Wagnis eines so merkwürdigen Kriegsplans aushecken ließ, war der Gedanke, ihn mit dem Kopf in die große Trommel geraten und sich in ihrem finsternen Bauch verfangen zu lassen; denn nichts macht ein Tier so schnell wehrlos wie ein plötzlicher Sprung ins Dunkle.

Ich kroch also dicht am Boden hin, schlug wieder einen Wirbel auf dem anderen Trommelfell und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Aber das Biest wollte nicht angreifen. Die Sachlage gefiel ihm offenbar nicht. Er hob den Kopf und glockte herum. Ich lag ruhig wie eine Leiche. Nichts rührte sich. Er konnte mich riechen wie ich ihn, und ich glaubte schon, das Spiel sei aus. Ich hielt mich für verloren, nichts konnte mich mehr retten.

Anstatt aber auf die Trommel oder auf mich loszugehen, trottete er ruhig vorbei und blieb vor dem an-

deren Frommelfell stehen, das ich einen Augenblick vorher geschlagen hatte. Vielleicht hatte er mich gar nicht gesehen, weil ich zusammengekauert dalag.

Der Büffel schnupperte in der Luft, streckte den Hals vor und näherte sich mit der Schnauze. Blikartig kam mir die Erkenntnis, daß er herausbringen wollte, ob es Kuhhaut oder Menschenhaut war, was er an der Frommel roch. Gerade als seine Schnauze ganz nahe war, schlug ich einen fürchterlichen Wirbel, dieses Mal auf dem Frommelfell, bei dem ich kauerte. Der Büffel fuhr zurück, sprang davon und verschwand neuerlich im Holz.

Das hieß noch nicht, daß ich gerettet war. Ich wußte, daß er in dem Augenblick, wo ich aufstünde, um zu fliehen, wiederkommen und mich angreifen würde. Mir blieb nur eines übrig: Ich kroch zum Mittelstück der Frommel und stellte sie auf das eine Fell auf wie ein Faß, blieb aber hinter ihr versteckt. Eine merkwürdige Erschütterung ging durch den Busch; sie bedeutete, daß der Büffel dermaßen erschrocken war, daß ihm die Haut schauderte. Ich fühlte mich beinahe wieder sicher. Aber just in diesem Augenblick stieß er ein schreckliches Gebrüll aus und ging auf mich los.

Glücklicherweise war ich darauf gefaßt. Ich ließ die Frommel im Stich. Einen Augenblick später rollte sie

auf dem Boden hin, und der Büffel gab sich die größte Mühe, ihr seine Hörner in den Bauch zu stoßen. Er stieß aber in die Zargenseite statt in die Trommelfelle. Dadurch kam sie immer mehr ins Rollen, und der Büffel jagte hinterdrein. Ich nahm meinen Vorteil wahr, glitt ins Gebüsch und stürzte zu einem Baum. Der Büffel schlitterte mit seinen scharfen Hufen durch das Gras, und die Trommel rollte solange weiter, bis sie von einem Strauch aufgehalten wurde. Der Büffel gab einen Augenblick Ruhe, dann griff er aus einer anderen Ecke an. Die Kuhhaut barst mit einem leichten Knall, und schon rannte der Büffel mit der Trommel auf dem Kopf wie ein Wahnsinniger im Kreise herum.

Er hüpfte und hopfte wie närrisch, aber er konnte das Ding nicht von den Hörnern schütteln. Abermals stürmte er in das Buschwerk, kam wieder und blieb gerade unter dem Baum stehen, in dem ich versteckt war. Er stand kaum einen Fuß unter mir, ich spürte den Geruch seines heißen, beißenden Atems.

Einen Augenblick war Ruhe. Da hatte ich einen teuflischen Gedanken. Ich beugte mich hinab und schlug mit der Hand auf die Trommel. Er brüllte wütend auf und schmetterte die Trommel gegen den Baum; sie ging in Trümmer, gleichzeitig auch dem armen Vieh ein Horn.

Er verschwand seitwärts im Gehölz und brüllte noch lange wie irrsinnig. Ich stieg vom Baum und lief dem Geräusch der anderen Frommler entgegen. Es klang nur schwach, aber für Ohren, die auf Echos und Raschelgeräusche abgestimmt waren, noch deutlich genug.

Sehr bald darauf erzählte mir mein Vater, daß ich nicht mehr mit den anderen Treibern ausgeschiedt, sondern als Führer für eine neue Jagdgesellschaft in einem gefährlichen und unbekannten Teil des Dschungels tätig sein würde. Er selbst sollte am nächsten Morgen um halb halb vier mit ihren Treibern aufbrechen.

Ich wußte nicht, wem meine Dienste gelten sollten, aber die Anordnungen meines Vaters waren Gesetz, und obgleich ich von der wichtigen Rolle, die man mir zuge-dacht hatte, überrascht war, so war ich doch auch nicht wenig bestürzt.

Ich begleitete einen schweigsamen Mahaut an den Fluß, wo die prächtigste Jägerschar, die ich je gesehen, mit ihren Elefanten aufgezogen war. Auf dem schönsten Tier, das herrlich mit Gold und Edelsteinen geschmückt war, saß die gebietende und stattliche Erscheinung eines Radschahs in der Vollkraft der Mannesjahre. Er war wunderbar gebaut, breitschultrig und kräftig, dabei schlank und geschmeidig wie ein Panther. Er trug einen blauen

Turban mit einem großen Edelstein in der Mitte, darunter blickten seine Augen mit nicht geringerem Glanz, aber mit einer gewissen Festigkeit, die einem etwas von der Scheu nahm, welche seine Gegenwart einflößte.

Er warf einen Blick auf mich, als ich mich mit dem Mahaut näherte, und sagte: „Wer mag dieses Bürschlein sein? Hier ist nicht der Platz für Säuglinge!“

„O mächtiger Beschützer des Glaubens,“ rief ich und warf mich vor ihm in den Staub, „ich bin von meinem Vater gesandt worden, um Eure Herrlichkeit durch einen gefährlichen und unbekannten Theil des Dschungels dorthin zu führen, wo die morgige Jagd stattfinden soll.“

Der Radschah brach in lautes Gelächter aus. „O Mächtiger, Beschützer der Schwachen,“ sagte er, „geh’ und sage deinem Vater, er möge dich in das Land der Zwerge schicken, wo du Eichhörnchen töten kannst!“

„Nicht doch, Spender der Gerechtigkeit,“ mischte sich der Mahaut ein, „dieser da ist der Sohn des großen Jägers, dessen Ruhm zu Dir gedrungen ist und den als Führer für diesen Jagdzug anzuwerben Du Deinem Knecht befehlt. Der Vater gebot mir, Eurer Hoheit zu vermelden, daß der Knabe den Dschungel kennt wie der Tiger sein Lager, und daß er es für das beste erachtet selbst die Treiber anzuführen, deren Weg beschwerlicher

und gefährlicher sein wird als der Weg, dem die Elefanten Eurer Hoheit folgen werden. Des weiteren sagte er, das Kind wäre wohl noch klein, aber geschickt — und es sei nicht immer die größte Nuß, die den gesündesten Kern habe."

Die Brust wurde mir von diesem Lob geschwellt, dem ersten, das ich je von meinem Vater empfangen hatte, und furchtlos blickte ich empor in die Augen des nunmehr erstaunten Radschahs.

"Nun," sagte er wohlgelaunt, „die Wunder hören nimmer auf. Wenn dieser da wirklich der berühmte Sohn eines berühmten Vaters ist, so will ich gern meinem Elefanten eine so leichte Bürde zumuten."

Ubermals warf ich mich in den Staub, dann zog ich mich mit dem Mahaut zu den Zelten zurück, wo wir die Nacht verbringen sollten. Dort erfuhr ich, daß der Radschah niemand anderer war als der mächtige Parafram, berühmt durch ganz Indien, ein großer König und ein Mann von vielen Heldentaten. Hatte mir mein Vater, dachte ich voll Verwunderung, den Namen meines neuen Herrn verheimlicht, um zu verhüten, daß mich bei der ersten Begegnung die Furcht übermannte?

Von dem großen Parafram hatte ich aus vieler Leute Mund gehört. Sowohl die Jäger aus der Stadt als auch

die Landleute sprachen von ihm mit Bewunderung. Er galt als etwas schrullig, war aber nicht nur sehr tapfer und von ungewöhnlichem persönlichem Mut, er hatte auch beinahe das Empfinden des Bauern für die Tiere und die Hochachtung vor der Natur, Wesenszüge also, die, wie gesagt, in Wirklichkeit an Städtern unbekannt waren. Es gab viele Geschichten über seine große Stärke.

Ein weltberühmter englischer General war einst sein Gast gewesen, und die Geschichte ging um, daß der Radschah den General mit bloßen Händen davor bewahrt hatte, auf einem Jagdausflug zu Tode gespießt zu werden; er hielt einen wilden Keiler solange fest, bis der andere zu einem guten Schuß kam. Seine größte Heldtat sollte aber noch kommen, als er durch das schwarze Wasser ging und meine Landleute in einem fernen Land zum Siege führte.

Am nächsten Morgen, vor Tagesanbruch, als ich mich vor ihn auf den großen Elefanten setzte, erschauerte ich vor meiner Verantwortung, wie überhaupt vor allem, was von mir erwartet wurde. Ich war überrascht, vielleicht auch nach Knabenart etwas enttäuscht darüber, daß uns die anderen Jäger und ihre sechzehn Elefanten nicht folgten. Unsere Gesellschaft bestand bloß aus dem Radschah, seinem Mahaut und mir. Als Parakram be-

merkte, daß ich mich umsah, sagte er: „Ich habe die anderen zurückgelassen. Dort wo ich jage, dürfen sie nicht jagen; sie mekeln die Tiere bloß nieder... Das ist keine ehrliche Jagd und kein schöner Sport“, setzte er hinzu.

„Mekeln denn nicht alle Städter die Tiere nieder?“ fragte ich verblüfft.

„Nein, ich nicht!“ entgegnete er ernst.

Wir ritten die ganze Nachmitternacht und befanden uns um etwa sechs Uhr in der Nähe eines Flüscheus, das auf einer Lichtung entsprang und sich im Dschungel verlor. An beiden Ufern dieses Flusses, der kaum fünfzig Fuß breit war, waren Tiere zu sehen; sie liefen hin und her. Dieses jahrhundertelange Kommen und Gehen hatte eine Lichtung geschaffen, einen Flecken Erde, der kaum zwei Acker groß und mit hohem Gras, aber sonst mit keinem Pflanzenwuchs bedeckt war.

Wir standen hinter einem Baum, so daß uns kein Tier sehen konnte. Bald hörte man in der Ferne Trommelschläge und zwischendurch das Geschrei von Menschen. Das erste Tier, das an uns vorbeilief, war ein Keiler, den Radschah Parafram ohne die mindeste Schwierigkeit schoß. Dann kam ein großer Elefant, Parafram schoß aber nicht. Er sprach zu mir:

„Elefanten sind sehr wertvoll. Es ist nicht klug sie abzuschießen, man kann sie zähmen und zu Freunden des Menschen erziehen. Es ist grausam, eine so erhabene Erscheinung und Schönheit zu zerstören.“

Dann kam ein Rudel Hirsche und Antilopen. Die Hirsche trugen die mannigfaltigsten Geweihe, die Antilopen hatten Hörner der verschiedensten Art. Aber auch diese Tiere wollte Parakram nicht schießen. Er sagte: „Sie sind Pflanzenesser wie wir. Wir können sie nicht schießen.“

„O Säule des Glaubens,“ fragte ich, „warum schosfst du dann den Keiler?“

„Der Keiler ist ein seltsames Tier. Er frisst alles, was ihm unterkommt, aber schlimmer ist, daß er auch Menschen heimtückisch tötet. Wenn er einen Menschen im Dschungel hört, so wird er ihn, wie du weißt, o Kleiner, hinterlistig mit den Hauern zu Fall zu bringen suchen. Wir werden später ein würdigeres Wild finden. Die wahre Jagd kommt, wenn der Tag verflucht und die Sonne untergeht.“

Plötzlich geriet das Gras auf dem anderen Ufer in Bewegung. Alles zitterte. Parakram beugte sich vor, streckte die Hand vor mir aus und ballte sie zur Faust; das war in der Dschungelsprache das Zeichen, das „Tiger“ bedeutet.

„Dieser Mann ist einer der unseren“, dachte ich bei mir; denn Außenseiter kennen diese Zeichen nicht. Es kam mir vor, als sähe ich in einer gewissen Entfernung eine Mischung von purpurnem Gold und gräulichem Schwarz. Unser Elefant steckte den Rüssel ins Maul. Auch er wußte, daß wir auf den Tiger gestoßen waren. Tiger greifen einen Elefanten am Rüssel an, der die verwundbarste Stelle seines Körpers ist. Er ist seine Hand, seine Nase und auch sein Trinkschlauch. Kein Wunder daher, daß der Elefant den Rüssel ins Maul steckte und ihn empor hielt.

Nun wurde das grüne Gras purpurn und golden, der Tiger stand dort und schaute über die Schulter rückwärts nach irgend etwas, uns jedoch sah er nicht an. Ich vermutete, daß Parakram schießen würde; er schoß aber nicht. Ich wartete. Nicht weit hinter dem Tiger bewegte sich das Gras in einem verschwommenen Gemisch von Purpur, Grün und Gold. Die Schatten dieser drei Farben spielten ineinander. Und plötzlich stand eine Tigerin, zweifellos das Weibchen des ersten Tigers, neben ihm. Jetzt wandte auch er den Kopf und sah sich nach uns um.

Zuerst konnte er nichts erkennen, weil der Leib des Elefanten und der Baumstamm, hinter dem wir ver-

borgen waren, dieselbe Farbe hatten. Das dauerte aber nur eine kurze Weile, dann hörten wir ihn vor Wut brüllen. Er hatte nicht nur die Gegenwart des Tieres, auf dem wir saßen, gerochen, sondern auch die ganze Lage begriffen. Mit einem ersten, zweiten und dritten Sprung setzte er über den seichten Fluß und schoß auf uns los wie ein schwarz-gold-amethystener Wurffspieß. Er wirbelte gleichsam durch die Luft und berührte nur flüchtig an zwei Stellen den Boden.

Der Elefant trompetete und wandte sich dem Tiger zu, diesmal jedoch mit aufgerolltem und nach oben gestrecktem Rüssel. Radschah Parafram konnte nicht zielen, weil der Elefant so schnell hin und her schwankte, daß es unmöglich war. Der Mahaut stieß dem Elefanten heftig den Ankus in den Nacken, um ihn zum Stillstehen zu bringen. In diesem Moment hörten wir hinter uns ein wildes Knurren, und als wir uns umdrehten, sahen wir, daß die Tigerin dem Elefanten auf den Rücken klettern wollte. Das Männchen hatte uns dermaßen in Anspruch genommen, daß wir ihr Nahen nicht bemerkten. Der Elefant schwankte vor Schreck immer mehr und mehr. Der Radschah sagte:

„Schnell! Halte dich an dem Ast da droben fest und klettere auf den Baum!“

Ich tat es; denn ich wagte nicht ungehorsam zu sein. Dann befahl der Radschah dem Mahaut das nämliche. Der Mahaut antwortete jedoch: „Ich habe von Deinem Brot gegessen, und ich habe von Deinem Salz gekostet, o edelster Sproß der Sonne! Ich bleibe auf dem Nacken des Elefanten sitzen, mag er auch scheu werden und mich töten, aber ich lasse Dich nicht auf seinem Rücken allein!“

„O du Bruder eines Esels und Sohn eines Narren,“ schrie der Radschah, „klettere auf den Baum, ich komme gleich nach. Die Tigerin ist über uns! Wenn dir mein Leben lieb ist, tu wie ich dir befehle!“

Der Mahaut gehorchte, und augenblicklich saß er neben mir auf demselben Baum. Alles dies war schneller getan, als es erzählt ist. Die Tigerin arbeitete sich noch immer ab, von hinten auf den schwankenden Elefanten zu kommen, während ihn der Tiger von vorn anbrüllte und jeden Augenblick zum Sprunge bereit war. Es war wunderbar, den Radschah auf dem Rücken des schwankenden Elefanten sitzen zu sehen; er stach ihn mit dem Anfus in den Nacken und rief: „Ruhig, o Elefant! Hörst du denn nicht die Stimme deines Herrn? Steh ruhig, o Perle unter den Elefanten, o Juwel unter den Tieren! Steh ruhig, du Eselstute!“

Im Schreien legte er das Gewehr an und zielte so gut es ging nach der kletternden Tigerin, indes der Tiger vor dem Elefanten stand und auf ihn losbrüllte. Plötzlich geschah etwas Unerwartetes: Die Tigerin war mit ihren Pranken, die sich an den Rücken des Elefanten klammerten, nur noch eine Elle von Parafram entfernt; da ließ das Männchen ein sonderbares Bellen hören. Theils klang es wie ein Kampfsruf, theils wie ein Brummen der Zärtlichkeit. Für die Tigerin muß es eine Warnung vor der offenbaren Gefahr gewesen sein, die ihr von dem angeschlagenen Gewehr Paraframs drohte; denn sie sprang von dem Elefanten herunter, fiel auf die Erde und verschwand in den Dschungel, wo Gras und Sträucher golden und grün erzitterten.

Auch der Tiger entfernte sich von dem Elefanten mit einem Sprung dschungelwärts. Sein Sprung war so leicht wie der Flug eines Adlers. Aber schon war es zu spät, der Radschah feuerte. Rote Tropfen spritzten in die Luft, und mit einem Schmerzgeheul sank der Tiger zu Boden. Wieder steckte der Elefant den Rüssel ins Maul und bäumte sich. Das treue Tier hatte nicht die Absicht Parafram abzuwerfen. Es richtete sich auf, um der Tigerin Widerstand zu leisten; denn diese hatte den Schuß und das Todesstöhnen ihres Männchens gehört

und mit unglaublicher Geschwindigkeit kehrtgemacht, um uns anzugreifen. Der Elefant richtete sich nicht schnell genug auf. Schon war sie an seiner linken Flanke emporgeklattert, und ich wußte aus meiner Erfahrung mit Tigern, daß sie sich zu einem Kampf auf Leben und Tod bereitete. Sie war wiedergekommen, um den Mörder ihres Männchens zu töten oder sich von ihm erschlagen zu lassen.

Der Elefant zitterte und bebte und schwankte. Der Radschah konnte nicht zum zweiten Male zielen; die Tigerin überfiel ihn zu rasch. Er stieß aber dem Elefanten den Ankus fast bis ans Hest in den Nacken, und der Elefant, das arme Tier, schrie so fürchterlich, daß der Lärm die Tigerin erschreckte. Sie hielt inne; da zielte Parafram neuerlich. Aber der nun scheu gewordene Elefant raste dem Dschungel zu. Noch ein Mal trieb ihm Parafram den Ankus in den Nacken und schrie: „Halt ein, du Schandsau! Sind deine Eingeweide aus Dreck und deine Stoßzähne aus Feig?“

Mit einem tiefen Stöhnen des Schmerzes blieb der Elefant stehen, die Tigerin flammerte sich an den Radschah und zerriß ihm den Armel. Mit einer plötzlichen Bewegung stieß er dem Tier die Flinte zwischen die klaffenden Kiefer. Bevor er den Drücker abziehen konnte, biß sie in das Gewehr, und mit einem Prankenschlag zer-

schmetterte sie es, so daß die Waffe in Stücke flog, zur Verblüffung der Tigerin wie nicht minder zu unserer eigenen.

Einer augenblicklichen Eingebung folgend, riß ich das Messer aus dem Gürtel, beugte mich weit aus dem Baum vor und schleuderte es mit der ganzen Kraft meines kurzen Armes nach der Tigerin. Durch den glücklichsten Zufall bohrte sich ihr das Messer ins Auge. Mit grauenhaftem Schmerzgeheul sprang sie zurück. Der Elefant sank in sich zusammen, als wäre auch er tödlich verwundet. Parakram sprang von seinem Nacken und stand auf der Erde vor der Tigerin. Er wollte sich ihr geblendetes Auge zunutze machen, um sie zu überlisten, sie aber duckte sich und kroch ihm entgegen. Da ging eine merkwürdige Veränderung mit dem Elefanten vor. Anstatt davonzulaufen, wie es alle Elefanten machen, wenn sie reiterlos sind und angegriffen werden, ging er näher, stellte sich neben seinen Herrn und trompetete die Tigerin an. Sie sprang auf den Elefanten los, er jedoch tat einen Schritt rückwärts, so daß die Tigerin auf der Erde landete statt auf ihm. Mit wildem Trompeten stürzte sich der Elefant auf sie. Ein entsetzliches Todesgeheul zerriß die Luft, und hierauf raste der Elefant in den Dschungel fort und ließ die Tigerin zu Brei zerstampft liegen.

Da stand nun der Radschah Parafram und wischte sich die Stirn mit dem Taschentuch. Nachdem wir vom Baum gestiegen waren, sprach er:

„Ich verdanke mein Leben einem Knaben und einem Elefanten. Du zielest gut, kleiner Jäger, daß du von einem Baum herunter einen Tiger blenden kannst. Welch ein Messerwerfer bist du doch! Der Elefant hat . . . Nun, das Fell der Tigerin ist für mich verloren. Es klebt am Boden, wir können es nicht mehr retten.“

Dann lächelte er mir zu. „Die Tiger haben uns überfallen, weil sie bessere Jäger sind als wir“, sagte er. Und zu dem Mahaut gewendet: „Geh jetzt und suche den Elefanten!“

Gerade in diesem Augenblick hörten wir jenseits des Flusses Grollen, und in der Ferne wurde das Geschrei der Treiber lauter und lauter. Radschah Parafram und ich stiegen auf einen Baum und erwarteten die Tiere, die kommen sollten. Und sie kamen, bis ins Mark erschrocken. Leoparden, Panther, Antilopen, Büffel, alle flohen entsetzt an uns vorbei. Bald waren auch die Treiber zu sehen, und der Radschah befahl ihnen, mit ihrem teuflischen Lärm aufzuhören. Zur selben Zeit kehrte auch der Mahaut zurück, jedoch ohne den Elefanten, der in den Dschungel geflohen war.

Ehe wir uns auf den Heimweg machten, ließ der Radshah meinen Vater holen. Er kam und beugte sich tief vor ihm zur Erde. Parakram sagte: „Dein Sohn ist würdig.“

Das war alles, aber sowohl für meinen Vater als auch für mich war es genug. In seinem Blick las ich, daß ich „in Ehren bestanden“ hatte.

Siebentes Kapitel

Jagd und Wanderschaft werden fortgesetzt



Die anderen Jäger, die an dem Tag, von dem ich in dem vorhergehenden Kapitel berichtet habe, nach verschiedenen Richtungen ausgezogen waren, hatten eine sehr gute Jagd gehabt. Sie hatten freilich auf einer Richtung gejagt, wo sechzehn Elefanten Seite an Seite standen, und als die Tiere von den Treibern vorbeigeheßt wurden, schossen sie eines nach dem anderen ab. Keiner von ihnen hatte auch nur im entferntesten solche Abenteuer wie wir. Nach Knabenart behielt ich mein Selbstgefühl nicht für mich. In Anbetracht dessen, was ich für mein überlegenes Urtheil hielt, konnte ich mich nicht entbrechen, meiner Ansicht über die Jagd an sich mit mehr Freimut als Takt Ausdruck zu geben.

Mein Selbstvertrauen erhielt an jenem Abend einen Stoß, als mein Vater und ich in das Zelt des Radshahs befohlen wurden. Bei Parakrams ersten Worten sank mir aller Mut, die Knie zitterten mir. Seit ich meinen ersten Tiger gesehen, hatten sie mir nicht mehr so gezittert.

„Ich höre, daß dein Sohn unsere Jägerei mißbilligt“, sagte der Radschah.

„O Erhabenster!“ rief mein Vater erschrocken aus, „vergib dem Kinde seine Frechheit!“

Dann kam rätselhafterweise ein Wendepunkt, wie ich das so oft im Dschungel erfuhr, wenn ich schon geglaubt hatte, das Spiel sei verloren. Der Radschah lächelte.

„Nicht doch,“ sagte er, „du Vater eines klugen Kindes! Gern will ich glauben, daß dein Sohn recht hat. Lassen wir ihn selber reden. Sage uns doch, du Kleiner, was für eine Beschwerde hast du?“

„O Hüter der Wahrheit,“ stammelte ich, „mögest Du lange leben, um Deine Untertanen zu beschützen! Ich glaube, daß der Dschungel zugrunde geht, wenn so viele Leute zum Vergnügen jagen und nicht wie mein Vater und ich des Lebensunterhalts wegen.“

„Mögest du lange leben, um zu einem Juwel der Rechtlichkeit zu werden!“ sagte Parafram lachend. „Morgen werde ich alle diese Leute fortschicken und ihnen die Jägerei verbieten; du aber und dein Vater sollen bei mir bleiben. Helft mir so zu jagen, wie ich gerne jage. Wir werden den Tieren offen und ehrlich entgegentreten und ihnen zu Flucht und Angriff die gleiche Möglichkeit

bieten; auf diese Weise werden wir, wenn die Götter es wollen, unsere Siegeszeichen ehrlich gewinnen."

"O Du Stolz des Glaubens, o Du Mann der Erhabenheit, o Du König der Götter", rief mein Vater entzückt; „wie Dein Gefolge jetzt jagt, das ist eher ein grausames Schlachten als eine Jagd, und es gefällt meinem Herzen wohl, daß mein närrischer Sohn seine Meinung ausgesprochen hat, ohne daß es ihn den Hals kostet."

„Königliche Gewalt darf sich erzürnen, aber nicht gegen ein Kind und um dessentwillen, daß es die Wahrheit spricht“, versetzte der Radschah. „Was ich von dir nun fordern möchte, ist dies, daß du mir hilfst, ein paar Elefanten zu fangen und meinen Freund wiederzufinden, der heute in den Dschungel entwichen ist. Ich bin mit diesem Elefanten aufgewachsen, und ach! er hat mir viele Jahre gehört. Wir wollen so lange auf der Jagd bleiben, bis wir ihn finden und fangen; denn er rettete mir heute das Leben!“

„Weil er sich zwischen Dich und die Tigerin stellte?“ fragte ich.

„Ja freilich, o du schamloser Frager! Dieser Elefant ist mein Herzensbruder. Er war ein Geschenk an mich von einem königlichen Vater, und ich erzog ihn, wie nicht

minder er mich. Und als ich heute dem Tod ins Auge sah, setzte er das Leben ein, um mir meines zu retten. Wenn er auch in den Dschungel fortgelaufen ist, so kann er doch nicht weit gelaufen sein; er war dessen eingedenk, daß ich sein Bruder bin. Helfst mir ihn suchen!"

„O Säule des Glaubens," entgegnete mein Vater, „mein und meines Sohnes Leben stehen unter Deinem Gebote — befehl, und wir gehorchen! Ich glaube, die Jagd wird lange dauern, und sollte meine Vermutung richtig sein, so wird uns das Ende zwiefach für unsere Anstrengungen belohnen."

„Was willst du damit sagen?" fragte Parafram scharf; denn er hatte rasch begriffen, daß in den Worten meines Vaters eine versteckte Anspielung lag. „Sprich!"

„O Gedankenleser," antwortete mein Vater, „ich glaube, daß Euer Elefant einen Freund gefunden hat — und dieser Freund ist Kari, der berühmteste Elefant in Indien."

„Was!" rief der Radschah aus und sprang erregt von seinem Stuhl auf. „Kari, der Elefant? Du weißt etwas von Kari?"

„Ja freilich, wir sahen ihn", fiel ich ein, denn ich wünschte, meinen Teil an der Aufregung zu haben, obwohl ich sie kaum verstand.

Der Radschah ging auf und ab. „Ist es eitle Prahlerei oder ein unpassender Scherz?“ fragte er. „Wie kannst du Kari gesehen haben?“

„Wenn das geringe Volk spricht,“ sagte mein Vater, „spricht es die Wahrheit. Wir sahen Kari hier im letzten Jahr. Er rettete uns das Leben. Ich kannte ihn aus alten Zeiten vor seiner Flucht, als ich noch unter ganz anderen Umständen als jetzt lebte, und ich erkannte ihn an dem Brandmal zwischen seinen Augen.“

„Wo sahst du Kari? Wo hast du ihn gesehen?“ rief der Radschah ungeduldig.

„Wir sahen ihn im Dschungel,“ antwortete mein Vater, „und wir folgten ihm Tag um Tag, bis wir nicht mehr weiterkonnten. Er erlitt eine Züchtigung von seinen Elefantenbrüdern, weil er uns vor der Herde rettete.“

Der Radschah fragte: „Kannst du mir helfen ihn wiederzufinden?“

„Mit Deiner Hilfe kann ich es, o Mächtiger!“ sprach mein Vater.

„Gebiete über alle meine Kräfte“, sagte Parakram.

„Verschaffe mir nur einen einzigen Mann“, bat mein Vater. „Bringe mir Kari's Besitzer, den Mann, der ihn von Kind auf zähmte, und der ruhmreichste Elefant in ganz Indien wird wieder den Menschen gehören!“

Da schlug der Radschah auf einen Gong im Zelt, und auf diesen Ruf erschien ein Adjutant, zu dem er sprach: „Geh und mache allen bekannt, daß wir morgen unser Lager abbrechen und in die Stadt zurückkehren.“

„Wie das, Eure Hoheit?“ fragte der Adjutant.

Seine Hoheit entgegnete: „Geh und tu, wie ich dir befehle. Wir wollen hier keine Tiere mehr schlachten!“ Der Adjutant verneigte sich und trat ab.

„Ich gehe in die Stadt“, sagte der Radschah zu uns, „und kehre mit dem Bruder Kari zurück. Ich kenne ihn gut und werde ihn sofort zu mir berufen lassen. Er, ich und ihr zwei werden die Spur so lange verfolgen, bis wir Kari finden — Kari, den großen Elefanten.“

Ein paar Augenblicke später hörten wir draußen die Elefanten trompeten. Es klang, als ob sich zehntausend Donnerschläge gegenseitig anriefen, und war das Signal zum Abbruch des Lagers und zur Heimkehr der Städter am nächsten Morgen. Sobald sich die Erregung gelegt hatte und mein Vater und ich der früheren Ruhe, nach der mich verlangte, zurückgegeben waren, bat ich ihn mir zu erklären, warum der Radschah ein so großes Interesse an Kari nähme.

„Mein Sohn,“ antwortete er, „der Name jenes Elefanten ist weit und breit berühmt geworden. Der Rad-

schah kennt Kari seit seiner Kindheit und wollte ihn kaufen, sein Herr aber, der junge Gopal, wollte den Handel nicht eingehen, obschon er zu den Freunden des Radschahs gehörte. Des Radschahs eigener Elefant war wohl nicht so geschickt wie Kari, aber ein Freund von Gopal und Kari, und viele Jahre lang waren die vier durch Bande der Freundschaft miteinander verbunden. Als Kari einmal, während sein Herr abwesend war, durch Mißhandlungen, die ich früher beschrieben habe, wütend gemacht wurde und in den Dschungel entwich, setzte man hohe Belohnungen auf ihn aus, und der Radschah trauerte mit seinem Freunde dem Stolz seiner Provinz und dem Wunder ganz Indiens nach."

Noch ehe zwei Wochen nach der erwähnten Unterhaltung vergangen waren, kehrte der Radschah mit einem Gefolge von drei Fallenstellern und mit Gopal, Karis Herrn, einem jungen Mann von etwa fünfundzwanzig Jahren, zurück. Die Aussicht Kari wiederzufangen hatte ihn auf das tiefste erregt, und jede Minute ließ er sich von meinem Vater und von mir alles erzählen, was wir von seinem Elefanten wußten. Er teilte uns mit, daß ihn der Abgesandte des Radschahs am Vorabend seiner Abreise aus Indien erreicht und daß er die Reise in der Hoffnung aufgeschoben habe, seinen geliebten Elefanten

wiederzusehen. Mit Bewunderung blickte ich auf diesen jungen Mann, der nach seiner eigenen Aussage in dem Streben nach Erkenntnis über das schwarze Wasser gehen und alle Bande seiner Jugend zerreißen wollte. Was für eine Erkenntnis kann er denn außerhalb des Dschungels erlangen? fragte ich mich. Und was kann es wohl fern von Indien geben, abgesehen von jenen geheimnisvollen Museen, in denen die jungen Leute dadurch, daß sie ausgestopfte Felle betrachten, etwas über die Tiere lernen sollen? Aber diese Fragen wurden nie beantwortet, und ich vergaß sie schnell, wenn ich die Geschichten hörte, die Gopal von Kari erzählte, wie er durch die zügellose Roheit fleischessender, weintrinkender Männer in den Dschungel vertrieben worden sei.

Für die Vorbereitungen zur Elefantenjagd brauchten wir nur ein paar Tage. Wir hatten die feste Überzeugung, daß sich der Elefant des Radschahs in der Gesellschaft seines alten Freundes befände. Es war wieder Herbst geworden, die Elefanten zogen von Norden nach Süden. Wir brauchten nur weit genug nach Norden zu gehen und uns in den Bergschluchten des Bramahputra, von wo die Elefanten die Wanderung nach dem Süden antreten, auf die Lauer zu legen. Dort wollten wir solange warten, bis wir mit der Herde zusammenstießen, deren

Oberhaupt Kari vielleicht war, oder der er, wie wir es viele, viele Monate früher gesehen hatten, als Ausgestoßener folgte. Wir hatten drei Gewehre und etwa fünfhundert Ellen Lederriemen, und all das wurde auf dem Rücken eines Elefanten mitgeführt, der mit den Fallstellern aus der Stadt gekommen war. So brachen wir nach dem Norden auf.

In nicht ganz vierzehn Tagen, früh im September, erreichten wir die Bergschluchten des Bramahputra. In der Ferne schimmerten die Schneemassen des Himalaya wie die weißen Füße des Schweigens. Unter uns brauste der Bramahputra, hoch über uns schrie der Adler den Taft dazu. Parafram deutete auf ihn und sagte: „Der Adler ist ein Wesen von großer Schönheit und regt den Geist des Menschen zu vielerlei Dingen an. Um seine Sehnsucht zu stillen, kann er sich wie kein anderes Geschöpf über die Erde erheben, und so tief sein Ziel auch liegen mag, er kann im Fluge zu ihm hinabgelangen. Sich über die Welt erheben, um schauen zu lernen, das ist das, was die großen Geister tun. Und darum, o Kleiner, ist der Adler zu allen Zeiten das Sinnbild der Seele genannt worden.“

Dies ging, wie der Vogel selbst, über meinen Horizont, aber ich lauschte hingerissen jedem Wort, das von

den Lippen des Radschahs fiel, und ich würde nie eingestanden haben, daß ich ihn nicht verstehen konnte.

Die Nacht brach an, als stiege der Gott des Schweigens von den Bergen herab und zöge den Vorhang der Heiligkeit vor Wälder, Flüsse und Täler; gedämpft wie ein Seufzer schwoll und fiel das Brausen des Stromes. Tiere kamen und gingen, aber wir fanden keine Elefantenspur. Der Radschah fing an uns zu bestürmen. Er glaubte, die Elefanten würden niemals auf diesem Wege kommen. Mein Vater aber hielt hartnäckig an der Ansicht fest, daß nur dies und kein anderer ihr Weg sein würde, sofern sie nur überhaupt kämen.

Im Laufe unserer Forschungsreise erlebten wir ein Abenteuer mit einem Python. Es geschah eines Nachmittags während des Marsches. Drei aus unserer Gesellschaft saßen auf dem Elefanten, die anderen, ich unter ihnen, gingen zu Fuß nach. Es war klüger, den Elefanten vorausgehen zu lassen, weil er den Weg aus tierischem Instinkt fand, auch hielt seine Gegenwart, und dies ist noch wichtiger, andere Tiere in Schach. Um etwa vier Uhr an jenem Tage machten wir halt und rasteten einige Minuten. Dann brachen wir wieder auf, und diejenigen von uns, die zu Fuß waren, ließen sich etwas Zeit, wäh-

rend der Elefant vorausschritt. Wir hätten aber nicht lange gebraucht, um ihn einzuholen; denn der Pfad, den wir einschlugen, ging bergauf, so daß der Elefant keine große Geschwindigkeit entwickeln konnte.

Der Waldbestand war nicht dicht. Wir konnten das Hinterteil des Elefanten gerade vor uns sehen, bis er die Kuppe des Hügels erreicht hatte und unserem Blick ent-
schwand. Da die Dunkelheit rasch zunahm, beschleunigten wir unser Tempo. Wir waren noch nicht ein halb Duzend Schritte gegangen, so hörten wir schrilles Trompeten, und das bedeutete, daß der Elefant in Gefahr war. Wir stürmten nach. Welch ein Anblick! Eine ungeheuerere Riesenschlange hatte sich um die Vorderbeine des armen Tieres geringelt und bemühte sich seinen Rücken zu erklimmen, um zu den Männern oben zu gelangen. Für diese gab es anscheinend kein Entrinnen; denn wenn sie sich auch auf einen Baum geschwungen hätten, so konnte der Python noch schneller auf Bäume klettern.

Da sie sich am Rande der steilen Schlucht befanden, durch die der Fluß mit starker Strömung dahinschoß, schien eine Flucht unmöglich. Keiner versuchte auf die Schlange zu schießen; ihr Kopf war dem Körper des Elefanten zu nahe. Man sollte meinen, daß der Elefant dem Python den Rüssel hätte um den Hals legen und

ihn zu Tode würgen können; aber auch das war unmöglich. Der Leib einer Schlange von dieser Art ist viel stärker als der Rüssel des stärksten Elefanten. Er wußte das auch, sonst hätte er nicht den Rüssel so hoch wie nur möglich gereckt und den Wald mit seinem Trompeten erschüttert. Nicht einmal die Beine konnte er bewegen, dermaßen waren sie durch den Schlangenleib gefesselt.

Es war nicht daran zu zweifeln, daß er sich abmühte sich zu befreien. Der Schlangenleib wurde dabei manchmal so dünn, daß er nur noch zwei Zoll im Durchmesser hatte, aber er hielt stramm wie ein festgespanntes Kabeltau. Mein Vater, der sich neben mir befand, schrie: „Vorwärts! Sieh zu, daß der Python uns angreift!“

Er nahm an, daß der Elefant die Schlange zertreten würde, sowie er die Beine frei bekam. Die Beine des Elefanten waren so abgeschnürt, daß der Blutkreislauf zu stocken drohte. Es konnte nicht lange dauern, so mußte der Elefant umfallen.

Wir liefen an das Hinterteil des Elefanten heran — nach vorn konnten wir nicht; der Weg war uns versperrt. Wir schrien und schlugen mit unseren Stöcken auf die Erde. Der Python sah uns an, ringelte sich langsam von den Vorderbeinen des Elefanten los und begann, sich um

ein Hinterbein zu schlingen. Ich stieß mit meinem Stock nach der Schlange, sie aber faßte ihn mit den Kiefern und ließ nicht mehr los.

Von denen, die auf dem Rücken des Elefanten saßen, wurden mir alle möglichen Ratschläge zugerufen. Ich war aber entschlossen selbständig zu handeln. Ich sah, daß sich der Elefant vorwärts neigte. Seine Vorderbeine gaben nach. Er neigte sich immer mehr und mehr nach vorne, langsam wie ein Bergsturz, den man im Traume sieht: Zuerst lehnte er sich nur ein wenig über, dann noch ein wenig, dann noch ein wenig — da riß ich Pfeil und Bogen heraus, zielte auf den Kopf der Schlange und schoß. Der Pfeil verfehlte die Schlange und rißte dem Elefanten das Bein. Der Python öffnete das Maul, der Stock fiel heraus. In diesem Augenblick schoß ich einen zweiten Pfeil ab, und dieser verschwand in seinem Schlund. Unter wildem Peitschen des Schwanzes ringelte er sich von den Beinen des Elefanten und ging auf uns los. Wie ein dicker Peitschenstiel ragte der Schwanz des Pythons in die Luft. Da feuerte mein Vater, und der Leib des Pythons fiel in sich zusammen. Sofort trat der Elefant darauf. Das Rückgrat der Schlange zerbrach unter dem Gewicht des Elefanten wie eine Nuß in den Händen eines Affen.

In jener Nacht halfterten wir den Elefanten an einem sehr starken, weiter abseits stehenden Baum fest, machten ein Feuer an und wachten. Wir hatten das Land der Pythons erreicht, eine sehr gefährliche Gegend — man konnte nicht genug auf der Hut sein. Gegen Mitternacht trompetete der Elefant und gab einen Signalaruf. Alles sprang auf die Beine. Es war weder der Ruf der Gefahr noch ein Freundschaftsruf. Es war mehr als das: Es war das Signal, das der Elefant der Herde gibt, wenn er ihr sagen will: „Kommt nicht hierher! Hier sind Menschen!“

Wir spähten in die Dunkelheit, folgten dem Geräusch des Flusses und bahnten uns den Weg so gut wir konnten. Bald kamen wir zu einem Felsgipfel, der die Schlucht überragte. Elefantenspuren liefen durch sie hin, und dort unten sahen wir — oder glaubten vielmehr zu sehen — ein Heer bewegten Schweigens. Das war die abziehende Elefantenherde. Wir folgten ihr bis zum anderen Morgen. Wie wir das fertigbrachten, vermag ich nicht zu sagen.

Als es hell wurde, bemerkten wir, daß keiner dieser Elefanten so aussah wie Kari. Wir ließen sie daher ziehen. Täglich wechselten Herden von Elefanten vorüber. Es war schon fast Mitte Oktober, als wir beschlossen,

das Ganze aufzugeben und heimzukehren. Kari war nirgends zu entdecken gewesen.

Schrecklich enttäuscht brachen wir talwärts auf und folgten den Spuren der Elefanten. Ziemlich bald befanden wir uns außerhalb des von den Riesenschlangen unsicher gemachten Waldes und in einem liebenswürdigeren Teil des Dschungels. Wir erreichten eine schöne Lichtung und beschlossen, hier ein paar wilde Elefanten in Fallen zu fangen. Wir errichteten daher einen riesigen Bau in Form eines Geheges, aus Bäumen aller Art mit saftigen Zweigen, wie Elefanten sie gerne fressen, und dazwischen legten wir die Fallen, die einfach aus Lassos bestanden; sie lagen unter dem Blattwerk versteckt und hatten Schlingen, in denen sich ein Elefantenbein leicht verfangen konnte. Etwa fünfzig Ellen weiter weg befestigten wir die Enden dieser Schlingen an dicken Bäumen.

Tage vergingen. Gegen Mitte November wurde eine Elefantenherde gesichtet. Die Tiere erschienen früh am Morgen, schwarz wie Ebenholz und ruhig wie Wolken, die über den Himmel ziehen. Der Boden bebte unter ihrem Gewicht. Dieses Mal trugen wir Sorge dafür, unseren einzigen Elefanten fortzuschicken; wäre er nämlich dageblieben, so hätte er den wilden Elefanten zutrompetet und den ganzen Plan verraten.

Sie näherten sich rasch den Bäumen, die wir aufgestellt hatten und zwischen denen die Fallen lagen. Zuerst kam ein großes Männchen, dann kamen die Jungen, dann die Weibchen, und dann kam wieder ein Männchen. Die Elefanten fingen die jungen Zweige zu fressen an; sie streckten die Rüssel aus, ohne in die Fallen zu treten. Aber bald näherten sie sich mehr und mehr, und wir, die bei den Lassoenden standen, dort wo sie an den Bäumen befestigt waren, um nöthigenfalls zuziehen zu können, verhielten uns so ruhig, daß wir unsere Herzen gegen die Rippen pochen hören konnten.

Plötzlich erhob sich ein wildes Trompeten, die ganze Herde erschrak und war mit einem Male still. Keines von den Tieren gab einen Laut. Während sie zurückdrängten, berührten sich ihre Leiber, und ich konnte den dumpfen Ton hören, mit dem sich ihre dicken Häute aneinander rieben. Sie trompeteten, als würde die ganze Herde von einer Kugel durchbohrt. Aus ihrer Mitte drängte nun ein Elefant mit einem Zeichen auf der Stirn nach vorn.

„Das ist Kari“, flüsterte mein Vater. Er stand neben mir und Gopal, Kari's Herrn. Mein Vater hatte offenbar recht.

„Sieh nur,“ fuhr er fort und sah Gopal an, „er ist

noch immer ausgestoßen. Deshalb wandert er im Nachtrab der Herde. Was hat er vor?"

Auch der Radschah hatte ihn erblickt, obgleich er nicht so nahe stand, und teilte uns durch Zeichen seine Wahrnehmung mit. Mein Vater, Gopal und ich kletterten schnell auf einen Baum und beobachteten von dort Kari's Gehaben. Geschwind stieß er alle Elefanten von den Bäumen zurück, zwischen die wir die Fallen gelegt hatten. Der alte Bulle war gerade im Begriff, sich mit erhobenem Rüssel einen Zweig zum Fressen herunterzubrechen, da hob Kari den seinen und schlug damit so fest zu, daß der Rüssel des Leitbullen augenblicklich zurückfuhr. Mit zornigem Knurren drehte sich der Herr der Herde um und wollte Kari mit den Stoßzähnen angreifen. Kari quiekte leise, als wollte er sagen: „Siehst du denn nicht, daß hier Fallen gelegt sind?"

Da trompetete der Leitbulle seinerseits, und die ganze Herde lief zurück wie eine schwarze Wolke, die von einem steifen Wind gejagt wird.

Kari schritt hierauf zu den Bäumen, riß hier einen aus, fraß einen Zweig von jenem, zerbrach einen dritten, ging den Fallen aber durchaus nicht in die Nähe. Die Herde drängte wieder nach vorwärts. Schrill trompetete Kari in seinem Zorn, trotzdem kamen sie heran. Aber

mals trompetete Kari, aber es machte keinen Eindruck auf den Leitbulle. Offenbar war der Bursche in seinem Stolz beleidigt. Es paßte ihm nicht, daß dieser junge Geächtete die Herde einschüchterte. Er stapfte also wütend weiter, dem warnenden Trompeten Kari's zum Troß, und die Schlinge legte sich um seinen Fuß und fing ihn, wie eine Garnschlinge den Finger eines verspielten Kindes fängt. Wild trompetete der alte Bulle. Da sah ihn Kari beinah mit einem Lächeln an. Die übrige Herde floh. Der Bulle aber stand da, ein fast hundertjähriger Elefant, mit Stoßzähnen von beinahe sieben Fuß Länge, trompetete sich den Kopf entzwei und schrie um Hilfe.

Aus Angst, daß er uns angreifen könnte, stiegen wir nicht von unserem Baum hinunter; denn er war nur mit einem Bein gefangen. Merkwürdigerweise kam jetzt Kari auf uns zu. Er folgte dem Lafforiemen, der um den dicken Baum, in dem wir Zuflucht gesucht hatten, geschlungen war. Kaum war er da, so sprang sein früherer Herr auf ein Zeichen meines Vaters vom Baum und landete auf seinem Nacken. Kari war entsezt. Er wollte bocken, aber irgend etwas gebot ihm Einhalt. Wir hörten die Stimme seines Herrn, der ihm in einem seltsam eindringlichen Ton zusprach: „Mein Bruder, mein Bruder, endlich habe ich dich gefunden. O Kari, o Kari, mein Elefant!“

Kari stand still. Ein Schauer lief ihm durch den Leib, als wäre er von Fieber befallen. Von ferne trompetete noch der alte Bulle, und Karis Herr sagte zu uns: „Kommt vom Baum herunter, wir sind sicher.“

Als wir aber vom Baume kletterten, erschrak Kari und ging mit seinem Herrn durch. In einem Augenblick hatte der Dschungel beide verschlungen. Wir wußten nicht, was wir tun sollten, aber mein Vater und Parakram beschlossen, daß wir blieben, wo wir waren. Wir sollten bei dem wilden Elefantenbullen mehrere Wochen lagern, bis er zahm würde. Es sei unmöglich das mächtige Geschöpf fortzuschaffen, ehe es durch die Gefangenschaft gebändigt wäre. Auch bestand einige Hoffnung, daß Gopal nach der Wiedererlangung der Herrschaft über Kari zu uns hierher zurückkehrte.

Wir waren nicht wenig überrascht, ein oder zwei Tage später den Elefanten des Radschahs ruhig in unsere Mitte zurückspazieren zu sehen. Ob er Kari gefunden hatte oder nicht, wußten wir nicht. Wir vermuteten jedoch, daß er ihm hinter der Herde gefolgt und nach der Gefangennahme in seiner Nähe geblieben war, stärker gezogen durch den Gedanken an die Rückkehr zu seinem Herrn, als durch den Wunsch, Kari in die Freiheit zu begleiten.

Eine Woche verging ohne Nachricht über Kari und seinen Herrn. Dann verging eine weitere Woche, und noch immer erfuhren wir nichts von ihnen. Radschah Parakram sagte: „Der Elefant hat ihn getötet. Welch ein Unglück!“

„Daran bin ich schuld, Eure Hoheit!“ sagte mein Vater. „Wäre ich nicht gewesen, so hätte es nicht geschehen können.“

„Was sollen wir tun?“ fragte der Radschah.

„Nichts, o mein König!“ antwortete mein Vater. „Wir können hier nichts tun. Kommt er nächste Woche nicht wieder, so müssen wir den wilden Elefanten mitnehmen und in die Zivilisation zurückkehren.“

Wir schwiegen; denn wir wußten, dies bedeutete aller Wahrscheinlichkeit nach, daß unser Freund tot war. Es wurde Abend. Der Mond ging auf. In der Ferne kamen und gingen die Tiere des Dschungels. Gegen Mitternacht saß ich allein am Feuer und hielt Wache. Alle anderen schliefen in den Zelten. Plötzlich fiel ein Schatten neben mich. Ich erstarrte vor Schreck zu Stein, aber aus der Höhe über dem Schatten kam ein Flüstern zu mir herab: „Kari und ich sind es, o kleiner Freund!“

Mir war, als träumte ich. Ich glaubte die Stimme eines Toten zu hören, aber gottlob! es war kein Traum,

sondern Wirklichkeit. Ich hörte den Elefanten des Radschahs vor Freude trompeten, und es war Gopals Stimme, die fortfuhr:

„Allnächtlich sind wir gekommen, und ich habe mich nach Kräften bemüht, eure Aufmerksamkeit auf uns zu lenken, aber Kari ist so argwöhnisch gegen Menschen, daß ich ihn nicht lange in der Nähe eures Lagers festhalten konnte. Heute jedoch hat er sich einverstanden erklärt, mitzukommen und zu bleiben.“

Ich rief meinen Vater und den Radschah, sie kamen aus ihren Zelten heraus, und wir hatten eine lange Unterhaltung. Zuerst aber gaben wir dem armen Gopal zu essen; denn seitdem er uns verlassen, hatte er nur von Früchten des Dschungels und von Nüssen gelebt. Wir baten ihn, von dem Elefanten zu steigen, er wollte jedoch nicht, sondern sagte: „Kari könnte jeden Augenblick erschrecken und in den Dschungel zurückkehren. Das einzige, was ihn an die Zivilisation fesselt, ist das Band seiner Zuneigung, die alles überdauert hat. Wenn ich ihn verlasse, wird ihn nichts mehr wiederbringen. Ist es nicht so, o Brecher meines Herzens?“ fragte er den Elefanten. Dieser trompetete sanft, wie wenn jemand um Entschuldigung für etwas bittet, woran er nichts ändern kann.

Gopal fuhr fort: „Erst heute nacht hat er darein gewilligt, hierzubleiben und euch unsere Gegenwart durch mich kund tun zu lassen. Nichts als meine Liebe zu ihm fesselt sein wildes Herz an mein Verlangen.“ Dann wandte er sich zu dem Elefanten und sagte in dem merkwürdig eindringlichen und gedehnten Ton, den er für Kari hatte: „O Perle der Elefanten, niemals sollst du zu bereuen haben, daß du in diesem einen Falle nachgegeben hast.“ Der Radschah meinte, daß Kari seit den alten Tagen größer geworden sei. Er war zehn Fuß hoch, seine Stoßzähne maßen drei. Seine Haut schimmerte in schwarzem Glanz.

Bei Tagesanbruch war er eine Weile schlechter Laune, jagte wieder in den Dschungel zurück und verschwand mit seinem Herrn. Dieses Mal aber hatte Gopal Essen mit. Mein Vater sagte: „Er kommt wieder.“

„Solange Gopal bei ihm ist,“ fuhr mein Vater fort, „wird sich die Schlinge der Neigung immer enger um Karis Herz legen, und unwiderstehlich wird es ihn hierherziehen.“ Das bestätigte sich, aber Kari brauchte fast volle fünf Wochen, um sich an das Lager zu gewöhnen. Schließlich blieb er einen ganzen Tag und eine ganze Nacht. Danach gab es keinen Zwischenfall mehr.

Mittlerweile schmachtete der alte Bursche in seiner Schlinge, aber niemand konnte ihm in die Nähe gehen. Er hatte alles, was er zu Gesicht bekam, schon aufgefressen, und jetzt hungerte er mit königlichem Anstand. Sah er ein Menschenwesen, so griff er es an, soweit die Länge des Riemens ihm das erlaubte. Wir hatten ihm einen zweiten Lasso übergeworfen und das nämliche Bein noch einmal an einen Baum gefesselt. Er war in sicherem Gewahrsam.

Eine ganze Weile blieb uns nichts anderes übrig, als mit unserem zahmen Elefanten um ihn herumzureiten, weil wir ihm nicht in die Nähe kommen durften. Dann und wann warfen wir ihm ein Bündel Bananen von etwa zehn Pfund zu. Das bekam er nur ein Mal alle zwei Tage. Offenbar erweckte dies in seinem Bewußtsein die Vorstellung, daß der Mensch sein Freund sei, weil er ihm Futter gab.

Bald gaben wir ihm täglich zehn Pfund, und jedes Mal wagten wir uns etwas näher. Eines Tages war ich ihm so nahe, daß er mich hätte zertreten können. Er tat mir aber nichts. Am folgenden Tage erkühnte sich mein Vater, ihn am Rüssel zu berühren. Der alte Bulle tat auch ihm nichts zuleide.

Nach Karis Rückkehr fesselten wir beide Elefanten durch Halsschlingen lose aneinander und brachen auf,

um in die Zivilisation zurückzukehren. Je näher wir der Dschungelgrenze kamen, desto schlechterer Laune wurden die beiden wilden Tiere. Kari war verstimmt, der alte Bulle zeigte Andeutungen von Wut und Haß. In der Nacht wurden sie jeder für sich angepfählt.

Einmal, als alles schlief, hörten wir im Dunkeln ein fächerliches Trompeten. Wir sprangen auf und wollten Fackeln anzünden. Bevor wir noch fertig waren, sahen wir den wilden Elefanten auf ein Zelt losgehen. Der alte Bulle tötete einen der beiden Fallensteller, die dort schliefen, und wie der Sturm eine Wolke zerlegt, verwüstete er den ganzen Platz.

Da sahen wir bei dem Licht unserer Fackeln Kari wie aus dem Nichts auftauchen und sich auf ihn stürzen. Nach welcher Richtung der alte Elefantenbulle auch ausbrechen wollte, Kari stellte sich ihm überall entgegen und fing jedesmal den Stoß der Zähne mit den Flanken auf. Wir führten den alten zahmen Elefanten heraus, aber es nützte nichts. Seine ganze Leistung war, daß er sich zwischen uns und den Bullen stellte, doch unternahm er nicht das geringste, um Kari in seinem Kampf beizustehen. Der Radschah sagte: „Schießen wir ihn tot!“

„Erschießt ihn nicht,“ rief Gopal, „ich bin sicher, daß ihn Kari überwältigt, und dann besteht keine Ge-

fahr mehr, daß Kari zu der Herde zurückkehre; denn wenn er den Bullen schlägt, stellt er sich selbst außerhalb der Elefantengemeinschaft. Dann muß er sich auch mit der Menschengemeinschaft ausöhnen."

Daher ließen wir den Kampf weitergehen; er wurde immer heftiger und heftiger. Die Elefanten stießen einander, Stoßzähne krachten in der Nacht, und mit den Rüsseln versuchten die Elefanten sich gegenseitig zu erwürgen. Es stellte sich jedoch sehr bald heraus, daß Kari dem alten Burschen nicht gewachsen war; denn dessen Stoßzähne waren länger und seine Kräfte größer als Kari's. Aber er hatte nicht Kari's Geschicklichkeit, noch seinen Verstand.

Kari mußte immer weiter und weiter zurückweichen, bis er schließlich mit dem Hinterteil gegen einen Baum prallte. So oft ihm der alte Elefant einen Stoß versetzte, schwankte der Baum wie ein Grashalm im Wind, aber Kari hatte dann einen Moment Ruhe. Übrigens war es der alte Bulle, der immer von neuem anfang. In unerhörter Wut senkte er den Kopf und ging auf Kari's Brust los, verfehlte jedoch das Ziel. Anstatt mit seinem Stoßzahn Kari zu durchbohren, fuhr ihm einer von Kari's Zähnen ins Maul. Nun begannen sie im Kreise umeinander zu wirbeln. Der ganze Boden wankte unter ihren Füßen.

Der Mond ging unter, der Tag brach an. Der alte Elefant blutete stärker und stärker, aber auch mit der größten Anstrengung konnte er sich von Karis Zahn, der in seinem Maule saß, nicht befreien. Plötzlich schüttelte Kari heftig den Kopf und schloß dem Bullen die linke Backe auf, und mit der Gewandtheit eines Fechters stieß er dem alten Burschen unmittelbar nachher den Zahn in die Gurgel. Der Stoß war so heftig, daß der Bulle umfiel und im wahrsten Sinne des Wortes den Boden zermalmte. Es klang wie ein schwerer Trommelschlag, von dem die ganze Erde widerhallte. Kari bog die Vorderbeine ein und stieß und stieß immer wieder, bis dem alten Bullen die Kehle aufgeschloß war. Er konnte nicht mehr atmen. Mit zornigem Knurren richtete sich Kari auf, trompetete uns zu und verschwand im Dschungel.

Als wir zu dem alten Elefanten traten, waren seine Augen starr wie Stein. Seine Beine waren steif. Geier begannen durch die Luft zu schwirren, und dies war das sicherste Zeichen dafür, daß der Tod eingetreten war. Wir machten uns daran, dem Elefanten die Stoßzähne abzusägen; sie maßen sieben Fuß.

Eine ganze Woche warteten wir auf Karis Wiederkehr. Der Anblick von Blut regt einen Elefanten so auf,

daß er es in der Nähe nicht aushält. Er geht fort, wie um sich von dem Haß und der Furcht zu reinigen, durch die er während eines Kampfes besleckt worden war. Aber einmal beruhigen sich seine Gefühle doch, seine Selbstachtung kehrt wieder, und dann, wenn er sich erinnern kann, kommt er denselben Weg zurück, den er fortgegangen ist; er wird wieder ein fügsamer Elefant.

Etwa zehn Tage warteten wir, dann brachen wir heimwärts auf. Eines Nachmittags am Ende unserer Reise tauchte plötzlich wie aus dem Boden gewachsen Kari auf. Nur diejenigen, die die Tierseele kennen, werden verstehen, wie es geschah, daß er uns fand. Kari ging schnurstracks zu seinem Herrn und legte den Rüssel um ihn. Ich glaubte, er wolle ihn töten, doch nein, es war nur aus Freude darüber, daß er seinen Herrn wieder hatte.

Am Schluß unserer Reise hatten der Radschah und Gopal eine Beratung mit meinem Vater. Sie wollten uns Kari eine Zeitlang überlassen. Gopal rief den nunmehr wieder vollkommen gehorsamen Elefanten heran und sprach zu ihm:

„O Herr des Dschungels und Perle unter den Elefanten, hier trennen sich unsere Wege. Willst du in das Städtchen zurückkehren, oder möchtest du lieber noch eine Weile mit deinen neuen Freunden, dem großen Jäger und

seinem Sohn, in der Nähe des Dschungels bleiben, bis du dich allmählich wieder an die Sitten der Menschen gewöhnt hast? Was wünschst du, o Erhabener?"

Kari verneigte sich vor seinem Herrn, und Gopal geleitete ihn zu uns.

„Er hat sich einverstanden erklärt zu bleiben," sagte Gopal, „und wird sein Versprechen halten."

In dem nächsten Kapitel werde ich von meinem Leben mit Kari erzählen. Es war voll Poesie und Schönheit.

Achtes Kapitel
Zwischen Stadt und Land

Die wunderbarste Zeit unseres Lebens verbrachten mein Vater und ich mit Kari. Er trug uns auf seinem Rücken in die tiefsten und geheimsten Schlupfwinkel des Dschungels, wo seine Lebensrätsel am unergründlichsten und unerforschlichsten für Menschen sind. In den Niederungen, wo die Luft ruhig ist und die Winde nicht durchdringen und die tieferen Regionen des Dickichts beunruhigen können, geschehen wunderbare Dinge.

Einer dieser Plätze, die Kari augenscheinlich gut kannte, liegt in dem dichtesten Teil des Waldes; er ist so dicht, daß die Bäume dort nie hoch werden. Viele Meilen läuft ein Flüßchen im Zickzack durch. Es ist kaum zwei Fuß tief und zehn Ellen breit, und dennoch wagt kein Tier, von einem Ufer zum anderen zu gehen. Sie trinken, sie waten hinein, aber außer den Elefanten, mit ihrem wolkenhaften stillen Gang, durchquerte ihn keines.

Der Ort ist so geheimnisvoll still und so verhangen mit Echos, daß der leiseste Ton wie mit ehernen Zungen widerhallt. Wenn ein Wassertropfen plätschert, tönt es vom Himmel wider, als wäre das Himmelsgewölbe ein

smaragdenes Schallbecken. Außer den Echos gibt es hier nur Tonschatten von einer Zartheit, daß menschliche Ohren sie kaum vernehmen können. Und so lauscht hier jedes Geschöpf, das kein Fleisch verzehrt, jeder Hirsch, jeder Büffel, jeder wilde Ochse, stets auf zwei Dinge zugleich, auf die schmetternden Echos und auf das schwache Geräusch, dem jene entspringen.

Hierher brachte uns Kari um sechs Uhr morgens. In riesenhaften Garben breitete sich das Tageslicht aus. Alle Pflanzen reckten sich zur Sonne nach Licht und Leben. Ich sah Muschik Nawa, die Moschusantilope, das scheueste Tier im Dschungel. Am Bauch trägt sie Moschus, der so durchdringend riecht, daß die Antilope zu gewissen Zeiten von ihren Feinden leicht an dem Geruch erkannt wird, den sie ausscheidet. Jetzt aber war ihr Moschus noch nicht reif. Sie stand da und trank aus dem Flüsschen. Plötzlich rutschte sie mit einem Fuß aus; das Wasser plätscherte deutlich. Augenblicklich spitzte sie beide Ohren nach verschiedenen Richtungen. Kari, auf dessen Rücken ich saß, tat dasselbe. Er lauschte gleichzeitig nach zwei Richtungen, und ich war mir dessen bewußt, daß beide den Laut und sein Echo beobachteten.

Im Nu verschwand der goldbraune, vom Morgentau triefende Leib. Nirgends konnte ich mehr die geringste

Spur von der jungen Antilope entdecken, die einen Augenblick vorher noch unter meinen Augen trank. Der Elefant zuckte mit der Haut und machte einen Schritt vorwärts. Ein Zweig brach, der Schall des Echos war deutlich über den Fluß zu hören. Er war noch nicht ganz verstummt, so erschien gerade dort, wo die Antilope getrunken hatte, eine schwarze Schattenmasse. Ich sah gespannt hin; die Schatten bewegten sich. Der Elefant knurrte, von den Schatten kam ein Brüllen. Siehe — ein schwarzer Panther! Er hatte am Echo erkannt, daß der Fuß der Antilope ins Wasser abglitt, und war sofort zu der Stelle geeilt.

Das Knurren des Elefanten jagte dem Panther Furcht ein. Das Geheul der Überraschung, das er ausstieß, wurde von der Schalldecke des Himmels überall hin weitergegeben. Es war zweifellos für jedes Tier eine Warnung vor der Anwesenheit des Panthers. Kari war ein Freund und Beschützer der Wehrlosen geworden; denn sein Knurren war keine Herausforderung an den Panther. Er erschreckte den Burschen nur, um der scheuen Antilope eine bessere Möglichkeit zur Flucht zu verschaffen. Der Panther verstand offenbar auch, daß ihm seine Beute endgültig entwischt war; denn er legte sich gemächlich ans Wasser und nahm sehr langsam einen

Schluck. Ich hatte seine rote Zunge kaum das schimmernde Wasser berühren sehen, so war der Fleck, wo er eben noch gelegen hatte, auch schon leer. Sogar er, das Raubtier, glitt geräuschlos fort, wie ein Geist zwischen Schatten. An diesem Ort tropft, flutet, fliegt, steigt, sinkt der Laut in die Stille, und an jedem dieser Merkmale kann man erkennen, wer oder was ihn verursacht hat.

Lange saßen wir in träumendem Schweigen, dann wurde mir langsam klar, daß weiter flussabwärts mehr Wasser über den Felsen strömte; wir hörten kein Knacken, kein Brechen von Zweigen, kein Rascheln von Sträuchern im Unterholz, und dennoch stand im Nu eine Herde von zwanzig Elefanten auf dem anderen Flußufer und trank. Zuerst tauchte ein Elefant den Rüssel ins Wasser, sog ihn voll und trank. Dann machte er eine Pause. Nachdem er den Rüssel ein zweites Mal ins Wasser getaucht hatte, schickte sich der nächste Elefant zum Trinken an, dann der nächste und wieder der nächste und wieder der nächste, bis der letzte getrunken hatte und eine Pause machte. Jeder Elefant trank gelassen und hielt dann einen Augenblick inne, um festzustellen, ob er das Schweigen gebrochen hatte. Urpötzlich schlichen hierauf die Ebenholzleiber davon. Wieder hörten wir einen oder zwei Augenblicke einen

Ton wie von leisem Wasserrieseln über Felsen, weithin erscholl das Echo; als es verklungen war, waren auch die Elefanten nicht mehr zu sehen. Ich bemerkte, daß auch die Elefanten beim Trinken auf Geräusche und Echos lauschten; denn jeder von ihnen spitzte die Ohren gleichzeitig nach zwei entgegengesetzten Seiten.

Plötzlich hörten wir an diesem stillen Orte Grunzen, und an den brechenden Bäumen erkannten wir, daß jemand kam, dem es einerlei war, ob er Lärm machte oder nicht, oder wen oder was er beim Gehen zertrampelte. Kari steckte den Rüssel ins Maul, und ich wartete atemlos und horchte auf den neuen Ankömmling.

Nach einer langen und abwechslungsreichen Folge von Geräuschen, die ihm vorangingen und wie Bomben krachten, die in ein Glashaus fallen, erschien ein Rhinoceros.

Es trank nicht nur Wasser aus dem Fluß, es watete auch durch. Es war dessen gewiß, daß niemand es angreifen würde, und kümmerte sich nicht darum, ob jemand wußte, wo oder wer es sei. Das lärmende Wesen und die Dickfelligkeit haben einen Tropf aus dem Nashorn gemacht. Ich habe Leute gekannt, die es im Grase liegend töteten, indem sie ihm einen vergifteten Speer in den Bauch stießen. Nunmehr hatte ich aus dem Getöse und

der Großtuerei des sich entfernenden Burschen gelernt, daß es sehr leicht sein mußte ihn zu töten.

Nach dem Nashorn kamen die Vögel zum Trinken. Es war gegen Mittag; da wollten sie vor dem Nachmittagschläfchen trinken. Die Tauben, die Falken, die Spechte kamen herbei und entfernten sich ganz in der Stille. Es gab aber auch etliche, die nicht in der Stille kamen; das waren die Pfauen. Sie machten einen Riesenspektakel und zerrissen einem an diesem stillen Ort das Trommelfell. Beim Trinken standen sie in einer langen Reihe, dann spazierten sie in großen Prozessionen auf und ab und hatten einander mächtig viel zu erzählen. Mein Vater flüsterte mir zu: „Wir wollen diese Burschen einmal erschrecken!“ Wir machten also plötzlich beide den Pfauenschrei nach, und zwar den Schrei der Gefahr. Unsere Stimmen schwoollen zu Schreckensrufen an: „Ki-fa, ki-fa, ki-fa!“

Ihr hättet nur sehen sollen, wie sie von den Ufern auf die Bäume flogen! Einen Pfau sieht man nur sehr selten fliegen, aber diese hier erhoben sich beinahe fünfzehn Fuß über den Boden bis zu den Ästen, und als sie das Echo unserer Schreie von allen Seiten hörten, flogen sie noch einmal auf, bis alle auf den höchsten Gipfeln der Bäume standen. Ihren Abflug bewerkstelligten sie viel

ruhiger, als sie gekommen waren — wahrhaftig, sie flogen ab, ohne das geringste Geräusch zu machen.

Im Dschungel gibt es mehr Vögel, als man aufzählen kann. Da sind die Sittiche, buntfarbige Kerlchen, die dann und wann am Himmel kreuzen; die Gabelweihen, die sich von Aas nähren, und die Eulen, die den Mond und die Sterne ansingen. Da gibt es den Kauz, der den Sonnenaufgang ankündigt, und die Nachtigallen, die den ganzen Tag und manchmal auch die ganze Nacht singen, und dann gibt es in dem Dschungel eine Mannigfaltigkeit von Vögeln wie auch von Blumen, die in unserer Sprache keinen Namen haben. Hier kommt eine schnurrige Art von Schwarzdrosseln vor, die nicht singen, sondern tagsüber nur einen fürchterlichen, kreischenden Lärm vollführen, sobald sie einen Tiger, Leoparden oder Panther sehen. Deshalb müssen diese Mitglieder der Katzenfamilie sehr vorsichtig durch den Dschungel schleichen, besonders in dem Gebiet, das ich beschrieben habe. Meilenweit konnte man das Echo einer Amselstimme hören, die das Versteck eines Tigers oder Leoparden anzeigte. Die Leoparden erklettern und bewohnen oft Bäume, und zweifellos stören sie die armen Vögel in ihren Nestern. Das vergelten die Amseln damit, daß sie hinter ihnen herschreien, wenn jene ihre Bäume passieren, und dadurch wird dem ganzen Dschun-

gel die Stelle fund, wo der Leopard nach Beute umherstreift. Trotzdem merken sogar diese Vögel, bei all ihrer Seh- und Hörfähigkeit, die Annäherung eines Tigers nicht. Aus der Nothwendigkeit sich zu verbergen, schleichen die Tiere aus dem Kaugengeschlecht so verstohlen und dicht am Boden hin, daß kein Vogel sie in dem dichten Pflanzenwuchs erkennen kann. Aber man entdeckt immer wieder, daß die Natur die jagenden Tiere von den gejagten scharf unterschieden hat, und zwar zum Vorteil der letzteren. Sowohl die Ausdünstung als auch die Bewegung der Leiber verraten stets die Verstecke der Tiger. Auch die Füchse können sie bei Nacht und die Schwarzdrosseln bei Tag dem ganzen Dschungel verraten. Das ist die Rache der Natur an den fleischfressenden Tieren.

Kari wollte ein Bad nehmen. Während der verflossenen Dschungeljahre hatte er sich angewöhnt allein zu baden, und insofgedessen erlaubte er uns nie, ihm ein Bad zu verabreichen, obwohl alle zahmen Elefanten von ihren Wärtern wie Pferde geschwemmt werden. Er ging also fort und ließ uns im Geäst eines Baumes zurück. Vorerst genehmigte er sich einen Trunk. Danach stieg er geräuschlos ins Wasser. Dann legte er sich hinein, wälzte sich und rieb seine Flanken an den Kieseln; trotzdem war

kein Laut zu hören. Dann setzte er sich auf die Hinterhand und erhielt sich dadurch im Gleichgewicht, daß er sich auf die Hinterbeine wie auf Krücken stützte. Er füllte sich den Rüssel mit Wasser und schnaubte es über den ganzen Körper wie einen Gußregen aus — und dennoch war kein anderer Laut zu hören als das Rieseln des Wassers, das von seinem Rücken abfloß und in das Flüsßchen zurücklief.

Wieder hörten wir ein Schnarchen und dann ein knack, knack, knack. Kari verließ das Wasser und kehrte unter den Baum zurück, wo wir versteckt waren. Siehe da, es war Frau Nashorn, die zum Bad erschien. Ihr Gatte war vorher dagewesen; nun kam sie mit einem reizenden Jungen. Meiner Schätzung nach war sie etwa sechzehn Jahre alt, das Junge etwas über zwei. Mama Rhino badete ihr Baby genau wie eine Menschenmutter ihr Kleines. Sie schob es ins Wasser und zog es über die Kiesel, die ihm die Haut von allen Seiten rieben. Sie ließ es auf dem Rücken liegen — dabei ertränkte sie es fast — und sich wieder aufstellen, damit das Wasser unter ihm durchfließen könne. Dann vollzog sie ihre eigenen Waschungen, und hierauf entfernten sich beide.

Danach ging Kari Futter suchen; wohin, wußten wir nicht. Wir blieben ganz ruhig auf einem Ast sitzen und entwarfen einen Plan, wie man den Nashornbullen lebendig

für den Kadschah fangen könnte, der uns eingeschärft hatte, ihm einen für seinen zoologischen Garten zu verschaffen. Während wir uns mit unterdrückter Stimme, leise wie das Gähnen eines Kindes, unterhielten, erschien unter uns ein ungeheurer schwarzer Leib. Es war ein Elefant. Er hatte keine Stoßzähne. Daran erkannten wir, daß es ein Weibchen war; und sintemalen es eine wilde Elefantin war, rührten wir uns nicht, sondern warteten ab, was sie tun würde. Das Weibchen ging in den Fluß, nahm ein Bad und kam unter unseren Baum zurück. Es streckte den Rüssel aus, riß einen dicken Ast herunter und rieb sich mit den Blättern ab, wie wir uns mit einem Badetuch abreiben. Dennoch war kein Laut zu hören, außer dem Rascheln der Blätter, die sich wie in einer leichten Brise regten.

Die Elefantin blieb ruhig stehen und wartete, so daß auch wir warten mußten. Allem Anschein nach wollte sie überhaupt nicht mehr fortgehen. Da kam Kari an. Die beiden Elefanten stürzten sich entgegen und schlangen ihre Rüssel ineinander. Kari hatte ein Bündel sehr saftiger Zweige mitgebracht. Schnell schob er es ihr ins Maul, und sanft zog er sie am Rüssel mit sich fort, als ob er sagen wollte: „Hier sind Leute, die uns beobachteten. Gehen wir fort von hier, und reden wir unter vier Augen.“ Sie

entfernten sich ebenso ruhig, wie sie gekommen waren. Mein Vater sprach: „Wir sollten lieber hinuntergehen und uns heim begeben.“

„Es sind zwei Meilen“, sagte ich; „wie könnten wir eine solche Strecke bis Sonnenuntergang zurücklegen?“

„Wir dürfen aber hier die Nacht nicht verbringen. Seltsame Dinge geschehen hier, Dinge, die nirgendwo anders geschehen!“

Raum waren wir unten, so hörten wir im Grase ringsum absonderliche Echos. Von verschiedenen Seiten konnten wir das Geräusch von Sprungbewegungen hören, und wir vermeinten zu spüren, daß in einiger Entfernung etwas zusammengekauert läge und sich auf uns stürzen wollte. Wir hörten und fühlten, was wir nie zuvor gehört und gefühlt hatten. Wißt ihr warum? Weil kein Mensch je zuvor in diese Dschungelgegend gekommen war. Solange wir auf dem Rücken des Elefanten oder auf dem Baume saßen, stieg die Ausdünstung unserer Leiber in die Höhe, blieb unsere Gegenwart unerkannt. Nun aber wurde es offenkundig, daß der Mensch gekommen war, der vom Dschungelvolk für schlimmer gehalten wird als der Tiger. Bald hörten wir ein Geheul, das über den ganzen Himmel schallte und hallte, bis die Echos tausendfältig waren. Mein Vater sagte:

„Es hat keinen Zweck. Wir müssen zu unserem Baum zurück und dort bleiben, bis Kari wiederkommt.“

Gerade als wir zu klettern anfangen, hörten — vielmehr fühlten — wir eine raschelnde Bewegung. Es war, als schösse eine Pflanze plötzlich aus dem Boden empor. Der erschreckte und zornige Tiger überfiel uns. Da erschien Kari, Kari, der uns — trotz seiner neuen Freundin — nicht vergessen hatte.

Der Tiger knurrte ihn an, als ob er sagen wollte: „Du hast also Menschen hierhergebracht. Das leide ich nicht!“

Der Elefant hob den Rüssel empor und versetzte: „Ja, sie sitzen hier auf diesem Baum, aber dich geht es nichts an!“

Der Tiger murrte; und das bedeutete: „Deine Freunde?“

Der Elefant riß einen Ast vom Baum und antwortete: „Ja! Mach lieber, daß du fortkommst!“

Der Tiger stahl sich heimlicher fort als er gekommen war. Kari rief uns mit einem Trompetenton, wir sprangen ihm auf den Rücken, und er zog ab und trug uns in das Dorf zurück, aus dem wir gekommen waren.

Am nächsten Tage führten wir Kari in die Stadt. Er erwies sich dort als schwieriger Kumpen. Er mochte

Menschen nicht; er mochte den Lärm des Ortes nicht, nicht einmal seinen Freund Gopal, der zu seiner Begrüßung erschienen war. Gopal gab Kari Bananen, Reis, Nüsse, Leckerbissen aller Art zu fressen, aber Kari hob den Rüssel, wie um zu sagen: „Ich mache mir nichts aus diesen Dingen. Der Anblick dieses Ortes ist mir zuwider. Willst du mit mir in den Dschungel kommen, oder soll ich allein zurückgehen?“

Wir trafen Anstalten für den Nashornfang und rüsteten uns, in ein paar Tagen mit den Bestandteilen eines riesigen Fallenkäfigs aufzubrechen.

Der Radschah gab der Stadt bekannt, daß ein Dschungelelefant angekommen wäre, den jedermann kennenlernen sollte, daß er aber nicht belästigt werden dürfte, man ihn vielmehr nach Belieben kommen und gehen lassen mußte, während wir unsere Vorbereitungen für den Fang des Nashorns trafen.

Ich muß gestehen, daß auch ich die Stadt nicht leiden mochte, und dennoch fand ich Vergnügen an der Feststellung, daß so viele Leute so dicht beisammen leben konnten, ohne daß einer den anderen umbrachte. Die Stadtmenschen sind sehr sorglos und sehr schmutzig. Ganz anders als die Tiere, haben sie kein Gefühl für persönliche Reinlichkeit. Sie beseitigen weder Geruch noch Geräusche, wie

es Tiere im Dschungel tun. Sie könnten nicht einen halben Zoll weit in den Dschungel gehen, ohne von irgendwem getötet zu werden.

Während meines Aufenthalts in der Stadt ging ich eines Abends ins Theater. Das Spiel handelte von jemand, der Geld gestohlen hatte, und von jemand anderem, der jenen entdeckte. Nun frage ich einen Menschen: Wozu muß Geld gestohlen werden? Und wenn ein Mensch Geld stiehlt, warum muß er entdeckt werden? Man betrachte den Dschungel! Kein Tier wird dort beraubt. Denn kein Tier spart dort etwas, abgesehen von Geschöpfchen, die wie die Biene sozusagen verrückt sind; und sie wird immer vom Bären beraubt, weil sie mehr Honig hat, als sie verzehren kann.

Die Menschen sind wie die Ameisen, die ihre Häuser schöner und sorgsamer als die Stadtleute bauen, aber der Bär kommt, zerstört die Ameisenhügel und frißt die Ameisen auf.

Was für einen Sinn soll das nun haben? Ich hatte den Eindruck, als sparten die Leute das Geld nur, damit es gestohlen würde. Ich konnte das Stück, das ich sah, durchaus nicht verstehen. Es gefiel mir nicht. Man sagte mir, es sei sehr dramatisch. Schön, ihnen schien es dramatisch, mir aber nicht!

Ich will euch einmal sagen, was ich für dramatisch halte. Man stelle sich einen Sonnenuntergang im Dschungel vor. Das rotgoldene Licht zittert über grünen Mauern des Schweigens. Über diesen Mauern singen und summen die vielen bunten Vögel. Plötzlich steigt das Schweigen wie eine Feuergarbe von den Bäumen zum Himmel auf und beschwichtigt die Vogelstimmen. Tief im Grase durchlodern die Insektenstimmen wie Flammenzungen meilenweit den Raum. Die dröhnenden Insektenlaute hören erst auf, wenn sie schließlich zu einer quälenden Musik geworden sind. Das Schweigen ist von den grünen Mauern gefallen und durch die Baumwurzeln ins Innerste der Erde getropft. Nichts regt sich. Ein Beben, eine schwingende Ruhe hat von dem Dschungel Besitz ergriffen. Das Schweigen wandert von Ende zu Ende, bis man vermeint, die Erde müsse bersten und die Stille herauspringen wie ein Ungeheuer, das einen im Dunkel überfällt.

Plötzlich gibt es eine Bewegung. Man sieht sie, oder man glaubt sie zu sehen. Man hört sie, nein, man glaubt sie zu hören. Die Bewegung schwillt an. Man wird von ihr erfaßt, als hätten sich Riesenschlangen des Schweigens um einen geringelt und ließen einen zu Stein erstarren. Dann ein Wispern, und vor einem steht — ein

achatenes Augenpaar, das breite, gelbe, schwarzdurchnarbte Gesicht! Die Dunkelheit senkt sich rasch hernieder. Schwere Spannung legt sich auf den Dschungel.

Der Tiger hat seine Lagerstätte verlassen. Er stößt ein wildes Geheul aus. Die Spannung im Dschungel nimmt zu. Dann bewegt er sich; während er sich bewegt, nimmt die Spannung ab. Die Insekten fangen wieder zu singen an. Alles, was auf Bäumen wohnt, ist eingeschlafen: Vögel und Tiere schlafen im Dschungel sogleich ein, wenn sie die Augen schließen. Sie sind nicht so wie die Stadtmenschen, die sich stundenlang in den Betten wälzen, bevor sie Schlaf finden. Der Mond geht auf, sanft und silbern wie das Antlitz des Wunders, der Tiger streicht durch den Dschungel, und die Geräusche der Nacht werden lauter und lauter. Seltsame Augen tauchen auf, es leuchtet wie in einem Schacht von strahlenden Edelsteinen.

Das nenne ich ein Drama, dieses Theater der Natur, wo niemand spart, damit ein anderer stiehlt.

Ich konnte es in der Stadt nicht aushalten und freute mich, als wir in den Dschungel zurückkehrten, um das Nashorn für den Radschah Parakram in einer Falle zu fangen. Gopal kam mit uns. Er mußte Indien bald verlassen und wollte noch eine letzte Jagd mit Kari mitmachen.

Wir hatten einen riesigen Eiskäfig aus den Teilen, die die Elefanten des Radschahs herbeischleppten, dem Aufenthaltsort des Nashorns so nahe wie möglich gebaut. Nahezu vierzehn Tage hatten wir zu dem Bau gebraucht. Als er fertig war, deckten wir ihn vollständig mit Ranken, Blättern und Bäumen zu. Wir fingen mittags zu arbeiten an und hörten vor drei Uhr auf, so daß die Tiere, obgleich ihnen bekannt war, daß der Mensch hier ab- und zuging, dabei doch wußten, daß er nicht lange blieb. Wie ich schon gesagt habe, befand sich Kari's Herr bei uns.

Die Falle war bald fertig. Wir legten die saftigsten Zweige hinein, die für das Nashorn besonders verführerisch waren. Zwei oder drei Tage vergingen, ohne daß etwas geschah. Wir blieben so lange auf einem Baum, bis ich das Gefühl für Zeit verlor.

Kari kam und ging, wie es ihm gefiel. Niemand störte ihn. Einmal ging Gopal mit, und als er zurückkehrte, erzählte er uns Erlebnisse, die noch wunderbarer waren als unsere eigenen. Wir waren aber so versessen darauf das Nashorn zu fangen, daß wir ihm nicht zuhörten.

Nachdem wir länger als eine Woche auf das Nashorn gewartet hatten, hörten wir eines Nachts ein wildes

Geräusch, ein lärmendes Bellen und Brüllen. Wir mußten sofort, daß sich das Rhinoceros in der Falle gefangen hatte. Als nach dem grünen und silbernen Herabströmen des Dämmerlichtes, aus dem langsam die Gestalten und Formen des Lebens herausstraten, der Tag anbrach, sahen wir, daß der Eisenkäfig wirklich das Nashorn gefangen hielt, und daß Kari unter dem Baume stand.

Das Nashorn tobte hin und her, und da es auf allen Seiten gegen Hemmnisse stieß, stampfte es mit den Füßen und grunzte fürchterlich. Mit großem Jubel kletterten wir vom Baum hinab und betrachteten unseren Gefangenen. Er war schätzungsweise zehn Fuß lang und ungefähr vier Fuß und sieben Zoll hoch — ein ungeheurer Bursche. Er hatte in dem Käfig kaum Platz genug sich umzudrehen. Als er uns erblickte, steigerte sich seine Wut. Er trampelte und warf sich mit aller Kraft gegen die Stangen des Käfigs. Der Käfig zitterte, die Ranken und Blätter fielen herunter, und er stand der Deckung halb beraubt vor dem Dschungel.

Die Vögel in den Bäumen gaben das Signal, daß etwas Schreckliches geschehen sei. Wir hörten Wölfe heulen und andere Tiere des Dschungels schreien. Mit einem Male wurde es offenbar, daß alle Tiere einmütig empört über die Freveltat waren. Fleischfressende und

pflanzenfressende Tiere gaben gleichermaßen ihrem Groll über dieses schreckliche Ereignis Ausdruck. Kari's Herr sagte:

„Auch ich kann es nicht leiden.“

„Was meinst du?“ fragte ich.

„Du kennst meinen Bruder Kari nicht“, war alles, was er antwortete.

Nochmals fragte ich ihn, was er meine.

„An dem Blicken im Auge meines Elefanten erkenne ich, daß er es schändlich findet, ein Tier auf diese Weise zu überlisten und zu fangen.“

Kari rückte von uns ab und stellte sich vor das wütende Nashorn. Mein Vater sprach:

„O weiser Freund eines edlen Elefanten, du redest die Wahrheit. Kari ist in der That zornig, und es muß etwas geschehen, damit er nicht die Herrschaft über sich verliere und uns alle töte.“

Gopal erwiderte: „Etwas ähnliches wie heute geschah damals, als die Menschen sein Gerechtigkeitsgefühl kränkten und er in den Dschungel fortlief und alles auf seinem Wege zerstörte. Zwar brauchen wir dieses Nashorn für den zoologischen Garten, der dem Radschah gehört, aber wir müssen es auf eine andere Art fangen. Dies hier würde Kari nicht ertragen. Ich lese es ihm an den Augen

ab, daß er denkt: „Die Stadtmenschen sollten ihre Wege gehen, die Landleute ihre Wege . . . Seht nur! Was tut er jetzt?“

Kari stieß mit seiner Flanke gegen den Käfig, das wütende Rhinoceros schlug mit seinem schwertförmigen Horn zurück. Kari beschimpfte es mit furchtbarem Trompeten, worauf sich das Nashorn etwas beruhigte. Dann entfernte sich Kari ein wenig von dem Käfig, lief rücklings gegen ihn an und schlug nach ihm aus. Knacks, Knacks, ging eine Eisenstange kaputt; Knacks, eine zweite, und wäre nicht das schwere Nashorn in dem Käfig gewesen, so wäre das ganze Ding umgestürzt.

„Auf einen Baum! Auf einen Baum!“ schrie mein Vater. „Er ist toll geworden! Seht nur, er geht schon wieder los!“

Wieder und immer wieder und wieder und wieder stieß er gegen den Käfig und schlug nach ihm aus. Der Käfig ging in Trümmer. Das Nashorn, das im Gesicht, besonders am Unterkiefer, verwundet war, raste wie ein wahnsinniges Scheusal fort, der Käfig blieb liegen; aber nicht lange. Kari zertrat und zerstieß und zerhämmerte ihn, bis er ganz und gar in seine stählernen Bestandteile aufgelöst war. Dann kam er unter den Baum zurück und trompetete schrill. Mein Vater sprach: „Geh zu ihm

hinunter! Berühre ihn am Rüssel! Setz' dich auf seinen Nacken! Er ist wieder vernünftig!"

Ich hatte aber keinen Mut dazu. Da sprach Kari's Freund und Herr:

„Wenn er toll ist, wird er jemand töten, und wenn er jemand töten muß, so soll er mich töten. Ich habe ihn mit eigenen Händen aufgezogen, und wenn er einen Menschen töten muß, um seine Ruhe wiederzugewinnen, so will ich das Opfer sein. Von den Menschen stammen alle Kränkungen, die er erduldet hat. Durch die Menschen ist sein Sinn für ehrliches Spiel gekränkt und beleidigt worden. So soll auch ein Menschenopfer alles wieder austilgen. Ich bringe ihm mein Leben dar, möge er mich vernichten!"

Er sprang von dem Ast und fiel auf Kari's Nacken. Kari kniete nieder; da sprang er von dem Elefanten auf die Erde und stellte sich vor Kari hin. Kari schlang den Rüssel um ihn und zog ihn an sich. Ich glaubte, er wolle Gopal töten, doch nein, es war nicht so.

Der Elefant troff von Schweiß, zumindest stand ihm auf dem Nacken weißer Schaum, an dessen Geruch wir merken konnten, daß er wütend war, wütend auf alles und jedes.

Aber er schritt sachte zu dem Flüschen, legte sich hinein, und sein Herr schöpfte Wasser auf und goß es ihm über

den Kopf. Das kühlte ihn ab. Nach einigen Minuten sog Kari Wasser in den Rüssel ein und gab seinem Herrn ein Brausebad. Nahezu zwei Stunden badeten sie einander und söhnten sie sich aus.

Als sie fertig waren, kamen sie aus dem Wasser, und Kari's Freund sprach: „Kehren wir in das Dorf zurück, und von dort gehe ich weiter in die Stadt.“

Wir kehrten noch denselben Tag in das Dorf zurück und schickten dem Radschah eine Meldung von unserem Mißgeschick bei dem Nashornfang.

Einen Monat später kam der Abschiedstag. Wir führten Kari in die Stadt, damit er Gopal lebewohl sage. Auf Befehl des Radschahs hatten wir den Elefanten in den Palast gebracht, wohin Gopal zu unserem Empfang entboten war.

Mein Vater und ich waren überrascht von diesem unerwarteten Befehl und befürchteten einen Vorwurf des Radschahs wegen unseres Mißerfolgs beim Einfangen des Nashorns, aber über meiner Bewunderung für den Palast, der mich durch seine Pracht blendete, vergaß ich meine Angst. Das gewöhnliche Hinduhaus ist ja sehr kahl, und ich hatte noch nie etwas so Herrliches gesehen.

Gopal kam uns entgegen und umschlang Kari's Küssel. Er sprach zu ihm: „Ich übergebe dich Hari, der als dein jüngerer Bruder meinen Platz in deinem Herzen einnehmen soll.“

In diesem Augenblick erschien der Radschah. Er sprach: „Mehr noch als dieses, o Kari! Ich schenke dir die Freiheit. Du sollst kommen und gehen, wie es dir beliebt — in die Stadt, ins Dorf oder in den Wald. Niemand soll dich belästigen dürfen; denn von heute an bist du ein freier Elefant!“ Dann wandte er sich zu uns und richtete das Wort an meinen Vater:

„Dich ließ ich holen, weiser Jäger und Vater eines weisen Sohnes, damit du ein Amt einnimmest, für das ich bisher noch keinen Mann gefunden habe, der auf die Dauer gerecht und fähig genug dafür gewesen wäre. Du sollst des Königs Forstmeister sein, mit dem Oberbefehl über den ganzen Dschungel, und dieses Gebiet soll von jetzt an dir und deinem Sohn unterstehen. Du sollst den Oberbefehl haben über einen königlichen Elefanten und nicht länger mein Diener, sondern mein Lebensmann sein. Ich gebe dir und deinem Sohn euren Rang als Radschputen zurück und das Recht, das Schwert für unser Volk zu führen und alle Vorrechte eurer Kaste in Anspruch zu nehmen.“

Mein Vater fiel in den Staub vor dem Radschah. Ich war zu überwältigt von dem glänzenden Vorrecht königliche Elefanten zu befehligen, von einer Würde, die im allgemeinen nur Staatsministern vorbehalten ist, als daß ich an irgend etwas anderes zu denken vermochte. Ich warf mich neben meinem Vater in die Stellung nieder, die der Orientale als Ausdruck höchster Dankbarkeit einnimmt, aber der Radschah schnitt unsere stammelnden Danksayungen kurz ab, wandte sich zu Gopal und sprach:

„Mein Freund, die Zeit ist gekommen. Sage Kari lebewohl!“

Gopal rief aus: „Kari, du edles Herz, den Menschen muß die Bedeutung ehrlichen Verhaltens noch beigebracht werden. Obgleich sie sich gesittet nennen, müssen sie noch lernen, daß der Haß nicht besänftigt werden kann durch Haß, sondern nur durch Liebe! Du bist kein Elefant, o mein Kari, du bist eine Religion.“

Kari schlang den Rüssel um Gopal, hob ihn empor und setzte ihn sich auf den Rücken. Dann schritt er dem Stadttore zu und in die Richtung hinaus, die Gopal einschlagen mußte.

Kari blieb einen Tag und eine Nacht fort. Am zweiten

Tag e kam er allein zurück, mit Tränen in den Augen. Sobald er mich erblickte, stürzte er auf mich zu und umarmte mich mit seinem Rüssel, als ob er sagen wollte: „Lieber Freund!“

Seitdem sehe ich Kari oft; wir haben viele Abenteuer im Dschungel erlebt. Aber die ganze Zeit brennt mir ein Einziges tief im Gemüte: die Gewißheit, daß Kari das Symbol der Gerechtigkeit und das wahre Sinnbild der Freundschaft ist.

Menschen und Tiere sind nicht Feinde, sondern allesamt Geschöpfe mit einer Seele. Zwischen den Menschen sollte Brüderschaft sein. Vielleicht herrscht dann einstens Brüderschaft auch zwischen Mensch und Tier.

Kari hatte mich Tag um Tag noch eine zweite Weisheit gelehrt: So wir nicht fürchten und hassen, erwecken wir auch nicht Furcht und Haß in anderen. So wir Furcht und Haß nicht in anderen erwecken, können uns die anderen nichts anhaben. Alles muß jedoch im Herzen jedes einzelnen anfangen. Wenn man sich nicht selbst von Furcht und Haß frei hält, darf man nicht von anderen Liebe erwarten. Daher ist der Satz: „Handle redlich und fürchte niemand“ die Botschaft des Dschungels.

Zwischen Stadt und Land

Kari hatte die Menschen verlassen, weil sich die Menschen fürchteten und unredlich waren. Er kam zu den Menschen zurück, weil er einige seiner Liebe für würdig hielt. Nunmehr bleibt er bei uns. Er kann gehen und kommen, wie er will; er wird nur von einem einzigen Band festgehalten: von unserer Liebe zu ihm!

Inhalt

1. Am Rande des Dschungels	9
2. Wir beginnen unsere Laufbahn als Jäger . .	33
3. Eine Nacht im Dschungel	57
4. Meine Erziehung	73
5. Meine Erziehung wird fortgesetzt.	95
6. Jagd und Wanderschaft.	121
7. Jagd und Wanderschaft wird fortgesetzt . .	151
8. Zwischen Stadt und Land	181

Von Dhan Gopal Mukerdschi

erschienen im gleichen Verlag:

Kari der Elefant

10. Tausend / Geh. Rm. 3.—, in Leinen gebunden Rm. 4.50

Ein Buch ohne Bilder, und doch habe ich nie den Elefanten näher gesehen, nie so Tiger, Affen, Schakale, Füchse, Büffel, Pfauen. Daß der Elefant dem Inder Haustier und Bruder ist, haben wir gewußt, nichts wußten wir von der empfindsamen Seele dieses Riesen, nichts von seiner hohen Aufrichtigkeit, von seinem Sinn für Gerechtigkeit, von der Lauterkeit seines Gehirns. Mukerdschi lebt mit Kari nicht anders wie mit einem Familienmitglied. Er reiht die Erlebnisse, die er mit ihm hatte, zusammen, die Abenteuer, die er mit ihm bestand; man hört ihm zu, dem Unverbildeten, der mit leichter Hand die feinsten Worte setzt, und ist in seine Welt versponnen.

Frankfurter Zeitung

Wir pilgern zum Himalaya

5. Tausend / Geh. Rm. 3.—, in Leinen gebunden Rm. 5.—

Das ist das dritte Buch des Inders, das ich gelesen habe, und jedesmal hat sich die Freude gemehrt, die ich an der Naturbeobachtungsgabe und Naturschilderungskunst dieses Inders gehabt habe. Die Pilgerfahrt führt durch Dschungel und Städte, durch Cholera- und Schlangengefahren, gibt ausgezeichnet lebendige Tier- und Menschenbilder, zeigt uns Indien und die Inder immer wieder von neuen, uns Europäern unbekannten Seiten, und darin liegt über das rein Dichterische hinaus der wissenschaftliche Wert der Bücher Mukerdschis.

Die Koralie

280-13

132

